
KIRCHE IN DEUTSCHLAND

97. Deutscher Katholikentag in Osnabrück

- Grußworte von Bischof Bode und ZdK-Präsident Meyer	Seite	2
- DBK-Vorsitzender Zollitsch zum jüdisch-christlichen Verhältnis	Seite	4
- Landesbischof Friedrich zu Taufe und Eucharistie	Seite	6
- Hildegard Kasper zur Rolle des Gebets in der Ökumene	Seite	10
- Religionssoziologe Ebertz zur milieusensiblen Pastoral	Seite	17
- DBK-Vorsitzender Zollitsch zur Sendung der Kirche	Seite	20

VATIKAN

Papstbotschaft an die Teilnehmer des Katholikentages	Seite	23
Gemeinsame Erklärung von Vatikan und islamischen Theologen	Seite	25

POLITIK/GESELLSCHAFT

60 Jahre Staat Israel – Rede von Bundestagspräsident Lammert	Seite	26
--	-------	----

Kirche in Deutschland

Hinaus in die Weite

Der 97. Deutsche Katholikentag in Osnabrück

Auf dem Katholikentag vom 21. bis 25. Mai 2008 in Osnabrück begrüßten der gastgebende Bischof, Franz-Josef Bode und der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Hans Joachim Meyer, die Teilnehmer mit Ansprachen, die die Katholische Nachrichten-Agentur (KNA) nachfolgend dokumentiert.

Bode: „Das Fest kann beginnen“

Sehr geehrte Damen und Herren!

Voller Erwartung stehen wir im Bistum Osnabrück vor dem Katholikentag, dessen Gastgeber wir sein dürfen. Bereits beim Weltjugendtag 2005 haben wir erfahren: Gäste sind ein Segen!

Und das spüren wir jetzt wieder seit über einem Jahr, das deutlich von den Vorbereitungen auf den Katholikentag geprägt war. Wir haben unseren derzeitigen Perspektivplan 2015 für den weiteren Weg der Pastoral, unser Zukunftsgespräch der Kinder und das Miteinander von Schule und Gemeinde stark für den Weg zum Katholikentag genutzt. Den künftigen 72 Seelsorgeeinheiten wurde jeweils ein Pilgerstab übergeben, an den die neuen Pfarreiengemeinschaften ihre Erfahrungen, hängen konnten und mit dem sie zum Katholikentag pilgern. Ebenso hat sich diese Vorbereitung für die Kinder- und Schulpastoral gut ausgewirkt. Allein am Schülerwettbewerb zum Leitwort „Du führst uns hinaus ins Weite“ haben über 3500 junge Leute (etwa 160 Klassen, auch an den öffentlichen Schulen) teilgenommen mit einer erstaunlichen Vielfalt in der Auseinandersetzung und der kreativen Aufarbeitung.

Diese Einbindung des Katholikentags in den Weg unseres Bistums hat zu der hohen Zahl von Anmeldungen aus dem Bistum Osnabrück selbst geführt: über 15000 Dauerteilnehmerinnen und Dauerteilnehmer. Das wird auch eine gute Nachbereitung des Katholikentags begründen.

Als „Jugendbischof“ freue ich mich über den „jungen“ Katholikentag: 40 Prozent der teilnehmenden Dauergäste sind unter 30 Jahre alt. Das Thema Zukunft ist gerade für junge Leute wichtig.

Für die Jugendpastoral steckt im Leitwort große Ermutigung; das Jugendzentrum und das Familienzentrum werden den jungen Menschen viel anzubieten haben. Dabei bleibt freilich die Begegnung aller Generationen ein zentraler Aspekt.

Ich erwarte vom Katholikentag, dass das Erlebnis der Gemeinschaft und die gemeinsame Vergewisserung im Glauben, die Erfahrung von bewegenden Gottesdiensten, vertiefender Besinnung und Auseinandersetzung und mitreißender kultureller Veranstaltungen (junge) Menschen im Glauben und in der Hoffnung stärken. Ich bin davon überzeugt, dass die Teilnehmer in ihren Herzen viele gute Bilder und Worte mitnehmen werden, die weitaus länger wirken, als diese Tage dauern. Die Balance von inhaltlichem Ringen um die Zukunft von Kirche und Gesellschaft, um den Glauben in dieser Zeit, wird wichtig sein für das Gelingen und die Wirkung des Katholikentags.

Zu großem Dank sind wir in Osnabrück unseren evangelischen Mitschwestern und –brüdern verpflichtet wegen ihrer selbstverständlichen Bereitschaft, uns viele konkrete Hilfen zur Verfügung zu stellen – von Quartieren bis hin zu Kirchenräumen – und sich in die Programmkommissionen inhaltlich mit einzubringen. Nicht so sehr spektakuläre Einzelereignisse der Ökumene wirken in die Dauer, sondern vielmehr die Verbundenheit im Alltag, die uns hier in Osnabrück trotz der schmerzlichen Unterschiede gelingt.

Auch die Nachbarbistümer Hildesheim, Münster und Paderborn haben sich auf dieses Ereignis gut eingelassen und stützen uns durch gute Teilnahme, zum Teil auch durch Quartiere und durch interessante Aktionen (z.B. Radwallfahrten).

Es ist alles bereit. Das Fest kann beginnen. Was wir Osnabrücker dazu tun können, wollen wir tun. In die Weite geführt werden wir vom größeren Gott, von dessen Nähe die nächsten Tage ihr eigentliches Leben empfangen.

./.

Meyer: Weite ruft zum Handeln

„Gelobt sei Jesus Christus“ – Mit diesem Eröffnungsgruß reihen wir uns ein in die 160jährige Geschichte der Deutschen Katholikentage, die im Revolutionsjahr 1848 begann. Nur unterbrochen vom 1. Weltkrieg und von den zwölf Jahren der Nazidiktatur haben sich seitdem katholische Christen regelmäßig versammelt, um ihren Glauben zu bekennen und ihre Positionen in Staat und Gesellschaft zu bestimmen. Osnabrück ist mit dieser Geschichte in zweifacher Weise verbunden: Durch den 48. Deutschen Katholikentag im Jahre 1901 und durch den bedeutenden katholischen Politiker Ludwig Windhorst, den mutigen und klar denkenden Anwalt der Freiheitsrechte für alle Menschen, der ein halbes Jahrhundert in dieser Stadt gelebt und gewirkt hat.

Unser Katholikentag steht unter dem Leitwort „Du führst uns hinaus ins Weite“. Dieses Psalmwort ist ein Bekenntnis zu Gott, dem großen DU, dem wir vertrauen und der uns erhält in den Sorgen unseres Lebens und in den Wirren dieser Welt. Er nimmt uns nicht heraus aus dieser Welt, er versteckt uns nicht in einem abgelegenen Winkel, er versetzt uns nicht zurück in eine scheinbar besonnte Vergangenheit. Gott geht mit uns voran. Gott richtet unseren Blick auf die Zukunft. Er lässt uns die Weite ihres Horizonts schauen, er macht uns Mut, ihre Chancen zu erkennen und ihre Risiken in den Griff zu bekommen, er zeigt uns die Fülle ihrer Wege.

Die Zukunft ist Gottes Land. Und darum können wir auch nur mit Gott und im Glauben an ihn auf die Zukunft als unser Land vertrauen. Das ist die Perspektive, welche Menschen über sich selbst hinaus wachsen lässt und ihnen ein Ziel vor Augen stellt, nach dem sie sich ausstrecken und das doch immer größer bleibt, als sie selbst. Weite lässt sich nicht erschöpfen und ausmessen. Sie ist eine Eigenschaft Gottes und Teil seiner Verheißungen.

Christen jagen keinen realitätsfernen Utopien nach – weder den Utopien einer kollektiven Glückseligkeit, die im vergangenen Jahrhundert schrecklich gescheitert sind, noch den Utopien individueller Perfektion, wie sie manche meinen, durch den wissenschaftlichen Fortschritt begründen zu können. Wir freuen uns über jede neue Erkenntnis, und wir scheuen nicht vor neuen Wegen zurück. Aber alles hat seine Grenze in der

Achtung vor dem menschlichen Leben und seiner Würde. Denn der Mensch ist das Ebenbild Gottes. Und Jesus Christus hat alle Menschen erlöst. Darum setzen sich Christen für die Mitmenschlichkeit in der Gesellschaft ein. Die Weite ist für uns keine Ausrede, es sei doch alles gleich gültig oder zu unübersichtlich, um sich zu entscheiden. Die Weite ruft uns zum Handeln. Wer erfolgreich in die Weite ausschreiten will, muss aber mit seinen Füßen fest auf der Erde bleiben. Weite und Wirklichkeit gehören zusammen.

Der Wunsch nach Weite ist vor allem ein Vorrecht der Jugend. Junge Menschen wollen hinaus aus dem Alten und Überlebten in ein neues weites Land. Es ist die Weite des Horizonts, welche sie frei atmen lässt und zum Voranschreiten ermutigt. Das Leben liegt vor ihnen mit seinen Aussichten, Möglichkeiten und Versprechungen. Gottes Führung kann ihnen Zuversicht und Vertrauen geben in die Zukunft und einen klaren Blick auf die Vielfalt ihrer Perspektiven. In diesem Jahr versammeln sich erneut auf Einladung des Heiligen Vaters junge Katholiken aus aller Welt im fernen Sydney. Wir fühlen uns mit ihnen verbunden in der weltweiten Gemeinschaft unserer katholischen Kirche und der ganzen Christenheit.

Der Katholikentag in Osnabrück soll uns zum Beispiel dieser Gemeinschaft werden. Viele haben dazu beigetragen, dass wir in dieser Stadt zusammenkommen können. Ich danke dem Bischof von Osnabrück, Dr. Franz-Josef Bode, für seine Einladung. Ich danke den Menschen in der Stadt, im Landkreis, in der Region und im ganzen Bistum für die warmherzige Aufnahme. Ein besonders herzlicher Gruß gilt in der Stadt des Westfälischen Friedens den evangelischen Christen, die uns wahrhaft geschwisterlich unterstützen. Aus dem Nebeneinander früherer Zeit ist ein wirkliches Miteinander geworden.

Uns allen wünsche ich frohe und erlebnisreiche Tage, die uns im Glauben stärken, zum Dienst in Kirche und Gesellschaft ermutigen und uns für unser Leben Kraft und Weite geben.

Kirche in Deutschland

Das Zuvor-Kommen Gottes

Erzbischof Zollitsch: Juden und Christen bezeugen Gott gemeinsam

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch, hat beim 97. Deutschen Katholikentag am 22. Mai 2008 in Osnabrück bei der jüdisch-christlichen Gemeinschaftsfeier eine Ansprache gehalten, die die Katholische Nachrichten-Agentur in der schriftlich verbreiteten Fassung dokumentiert.

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben an „den Herrn, unseren Gott, den Heiligen Israels“ (vgl. Jes 55,5)!

I.

Das ist unser Gott! So ist er: der große Einladende! „Auf! Kommt! Geld spielt bei mir keine Rolle!“

Bewegende Worte, wenn wir an die Nachrichten und Bilder dieser Tage denken! Wasser, Getreide, Milch und Wein – ganz ohne Bezahlung! So kann nur sprechen, wer an seiner Lebensfülle alle teilhaben lassen will. Eine kaum auszuhaltende Spannung - wir spüren es - wenn Bibelwort und Lebenskontext so direkt aufeinanderprallen: Gottes Logik ist eine andere als die der Welt. „Ihr werdet, ihr sollt leben!“ (vgl. Jes 55,3) Alle! Bedingungslos! Lebens- statt Profitmaximierung! Gottes Güte als Basis des Lebens anstelle von Spekulation und Kalkül.

Alles, was Juden und Christen vom Gott der Bibel bekennen und bezeugen, ist eingeschrieben in diese weltumfassende Geste der göttlichen Einladung zum Leben. Angefangen von der Schöpfungsgeschichte auf den ersten Seiten der Heiligen Schrift steht Gott als der grundlos Zuvor-Kommende da. Er ist der Schöpfer. Er will das Leben, nicht den Tod.

Das ist die Erfahrung des erwählten Volkes: Der Tod ist unsicher geworden; Gott rettet. Die Choswasser müssen weichen. Gott befreit aus den „Banden des Todes“ (vgl. Ps 18). Gott teilt das Lebenswasser aus. Ja, nicht nur Wasser und Brot

stellt Gott bereit. Ein Fest will Gott seinen Geschöpfen bereiten. Nicht weniger hat er im Sinn.

II.

„Auf, ihr Durstigen, kommt alle zum Wasser!“ (Jes 55,1) Mit biblischen Ohren gehört, bekommt dieses Wort noch einen zweiten, einen tieferen Sinn: Die Einladung zum Festmahl geht über in die Aufforderung zum Hören - und das gleich drei Mal: „Hört! – Neigt euer Ohr! – Hört!“ (Jes 55,2f) Das Bild des Wassers wird zum Bild für Gottes Wort, für seine Lebens- Weisung. Gemeint ist die Tora, der Wille Gottes vom Sinai. In ihr geht es nicht um „Gesetzlichkeit“, um „Einschränkungen der Freiheit“: Das Zuvor-Kommen Gottes soll vielmehr auf immer das Leben prägen. Gottes neues Leben bleibt kein leeres Versprechen; er selbst hat es in eine Lebens-Weisung für eine neue Art des menschlichen Zusammenlebens übersetzt.

Dazu hat Gott sich ein Volk ausgewählt und es an sich gebunden, und zwar auf ewig. Wir Christen haben in den letzten Jahrzehnten erst mühsam wieder lernen müssen, dass wir, wenn wir den Jüdinnen und Juden begegnen, „dem Volk des nie gekündigten Bundes“ (Johannes Paul II.) ins Auge schauen. Nach den Jahrhunderten des Hochmuts und der Verfolgung ist ein neues Hören auf Gottes bleibend gültige Verheißung für sein Volk gefordert. Das ist ein Akt der Umkehr. Es ist kein einfacher Weg von der tief sitzenden Verachtung zur Achtung der „Würde des auserwählten Volkes“, der „israelitica dignitas“ – so beten wir in jeder Osternacht (vgl. das Gebet nach der 3. Lesung). Aber wir sind - trotz aller Rückschläge und Irritationen – auf diesem Weg vorangeschritten und einander wirklich näher gekommen. Gott sei Dank!

In einer kühnen Neu-Fassung und Aktualisierung der alten Verheißungen führt uns die Lesung aus Jesaja die Würde des Gottesvolkes vor Augen: Das Königtum in Israel ist längst untergegangen. Gottes Verheißungen jedoch bleiben bestehen. Er nimmt seine Liebe, seine Huld nicht zurück. Gottes Güte gilt; sie kennt keinen Widerruf. Die Königs-Würde geht vom König David auf das ganze Volk über: „Ihr sollt mir als ein priesterliches Königreich und ein heiliges Volk gehören.“ (Ex 19,6). Gottes Liebe drängt immer dazu, sich auszubreiten, sie strömt über, nichts hält sie auf. David, der vom Tode Gerettete, wird von Gott ganz Psalm 18, dem „Katholikentagspsalm“, besungen.

./.

So wie David zum anschaulichen Beispiel für Gottes Liebe und seinen Lebenswillen geworden ist, so steht nun in seiner Nachfolge das Gottesvolk insgesamt als Gottes Zeuge vor den Völkern da.

III.

Der Bund, die unverbrüchliche Verbindung zwischen Gott und seinem Volk, wirkt im wahrsten Sinne des Wortes „attraktiv“, anziehend, für die Völker der Welt: Von dieser Anziehungskraft redet das Jesajabuch am Anfang in der großartigen Vision von den Völkern, die zum Zion gehen. Sie kommen, weil sie dort Weisung erwarten, die die Kriege beendet, so dass aus Schwertern Pflugscharen werden können (vgl. Jes 2,1-5). Auch der Prophet Sacharja spricht ganz anschaulich davon: „In jenen Tagen werden zehn Männer aus den Völkern aller Sprachen einen Mann aus Juda an seinem Gewand fassen, ihn festhalten und sagen: Wir wollen mit euch gehen, denn wir haben gehört: Gott ist mit euch.“ (Sach 8,23).

Auf diese Weise werden das ersterwählte Volk und die Völker wechselseitig zu Zeugen füreinander: Die, die bisher den einen Gott nicht kannten, erfahren im Blick auf das Gottesvolk, wie Gott ist und wo man ihn finden kann. Die Völker ihrerseits bezeugen, dass die Verwandlung der Welt in ein Haus des Lebens für alle schon längst begonnen hat: Gott hat sich seinem Volk geschenkt, „er hat es herrlich gemacht“ (vgl. Jes 55,5). Die große Einladung Gottes steht folglich nicht nur auf dem Papier: Gott hat mitten unter den Menschen einen Weg gebahnt zum Fest des Lebens.

Die Päpstliche Bibelkommission hat im Jahr 2001 Überlegungen zum Verhältnis zwischen Juden und Christen vor dem Hintergrund der Beziehungen zwischen dem Alten und dem Neuen Testament veröffentlicht. Was ich dort lese, ist für mich wie ein Kommentar zu den Worten der Jesajalese. Gerade vor dem Hintergrund der jüngsten Verständigungsschwierigkeiten, die gezeigt haben, dass wir die Gespräche nicht einfrieren sollten, sondern vertiefen müssen, haben die Einsichten der Bibelkommission eine nahezu prophetische Qualität:

„Die Erwählung Israels (so heißt es in diesem Dokument) ist nicht nur ein zentrales Thema des Alten Testaments, sie bleibt auch im Neuen Testament von grundlegender Bedeutung. Das Heil, dass er (d. i. Jesus Christus) durch sein Osterge-

heimnis gebracht hat, ist an erster Stelle den Israeliten zugeordnet. Wie es schon das Alte Testament voraussah, hat dieses Heil auch universelle Auswirkungen. Es wird auch den Heiden angeboten... Die von den Heidenvölkern gekommenen Christen erlangen das Heil nur dadurch, dass sie durch ihren Glauben an den Messias Israels der Nachkommenschaft Abrahams eingegliedert werden.“

Und weil diese tief in der Bibel verankerten Gedanken gleichwohl immer noch vielen Christinnen und Christinnen unvertraut sind, fügt die Bibelkommission verdeutlichend hinzu: „Viele von den ‚Völkern‘ gekommene Christen sind sich nicht genügend bewusst, dass sie von sich aus ‚wilde Schösslinge‘ waren und dass sie ihr Glaube an Christus dem von Gott erwählten Ölbaum eingepfropft hat.“ (PBK, Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel, VerApotSt 152, Nr. 85 pass.)

Wir stehen immer noch am Anfang des Nachdenkens über das große Geheimnis Israels und der Kirche im Werk der Erlösung. Aber all' unser Bemühen ist getragen von dem Gott, der nicht aufhört, zum Fest des Lebens einzuladen – und dessen Einladung allen gilt, die den Durst nach wahren Leben verspüren. Amen.

Jesaja 55,1-5 / Einheitsübersetzung

1 Auf, ihr Durstigen, kommt alle zum Wasser!/
Auch wer kein Geld hat, soll kommen./Kauft Getreide, und eßt,/kommt und kauft ohne Geld,/ kauft Wein und Milch ohne Bezahlung!

2 Warum bezahlt ihr mit Geld,/was euch nicht nährt,/und mit dem Lohn eurer Mühen, was euch nicht satt macht?/Hört auf mich, dann bekommt ihr das Beste zu essen/und könnt euch laben an fetten Speisen.

3 Neigt euer Ohr mir zu, und kommt zu mir,/hört, dann werdet ihr leben./Ich will einen ewigen Bund mit euch schließen/gemäß der beständigen Huld, die ich David erwies.

4 Seht her:/Ich habe ihn zum Zeugen für die Völker gemacht,/zum Fürsten und Gebieter der Nationen.

5 Völker, die du nicht kennst, wirst du rufen;/Völker, die dich nicht kennen, eilen zu dir, um des Herrn, deines Gottes, des Heiligen Israels willen,/weil er dich herrlich gemacht hat.

Kirche in Deutschland

Taufe ökumenisch gesehen

Bischof Friedrich: Taufe und Eucharistie

Landesbischof Johannes Friedrich hat auf dem 97. Deutschen Katholikentag am 22. Mai 2008 in Osnabrück zum Thema Taufe und Eucharistiegemeinschaft eine Referat gehalten, das die Katholische Nachrichten-Agentur (KNA) dokumentiert.

Es gibt nicht wenige Punkte, an denen Protestanten gerne die römisch-katholische Eucharistie-Praxis aus ökumenischer Perspektive kritisieren, insbesondere die Tatsache, dass es Katholiken aus römischer Sicht verboten ist, an einem evangelischen Abendmahl teilzunehmen (1).

Und es gibt einen Punkt, an dem katholische Bischöfe immer wieder unsere Haltung scharf kritisieren: das ist die Tatsache, dass wir aus voller Überzeugung alle Getauften zum Abendmahl einladen, weil nach unserer Überzeugung nicht wir die Einladenden sind, sondern unser Herr Jesus selbst. Das stört unsere katholischen Brüder sehr, denn es steht natürlich in scharfem Gegensatz zu dem eben genannten Verbot.

Darum finde ich es sehr gut, auf diesem Katholikentag über die Taufe zu reden. Ist doch das Sakrament der Taufe etwas, was die Konfessionen, was die römisch-katholische Kirche und die lutherischen und alle evangelischen Kirchen miteinander verbindet und nicht trennt, was dann aber doch bei der Frage der Einladung zur Eucharistie in den Gegensatz führt.

So ist das wichtigste ökumenische Signal der vergangenen Monate die Unterzeichnung der gemeinsamen Taufklärung in Magdeburg (2). Und der Rat der EKD, dem ich angehöre, hat vor wenigen Wochen ein kleines Büchlein veröffentlicht, „Die Taufe - Eine Orientierungshilfe zu Verständnis und Praxis der Taufe in der evangelischen Kirche“, in dem es unter 4.6. „Die Taufe – ökumenisch gesehen“ heißt:

„Die Taufe ist ein »sakramentales Band der Einheit«, denn die meisten christlichen Kirchen dokumentieren durch die wechselseitige Anerken-

nung der Taufe ihre Überzeugung, dass die Taufe Christen unterschiedlicher Konfessionen in Christus verbindet. Mit der Taufe werden wir nicht auf Paulus, nicht auf Martin Luther, nicht auf den Papst und so auch nicht auf eine bestimmte Konfession getauft, sondern auf den Namen des dreieinigen Gottes. Paulus fragt daher die Korinther, die sich zu bestimmten Parteiungen rechnen: „Wie? Ist Christus etwa zerteilt? Ist denn Paulus für euch gekreuzigt? Oder seid ihr auf den Namen des Paulus getauft?“ (1 Korinther 1,13) Die Taufe ist der Ort, an dem von allen Kirchen anerkannt wird, dass die Zugehörigkeit zu Christus umfassender ist als die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfessionskirche...

Alle christlichen Kirchen betonen, dass die Taufe grundlegende und lebenslang gültige Zusage der Vergebung und der Liebe Gottes ist, deren Wirkung ein festes Vertrauen des Menschen ist, das sein ganzes Leben trägt. Während für bestimmte römisch-katholische und orthodoxe Traditionen das Taufwasser als Träger einer verändernden Kraft – der Taufgnade – verstanden wird, identifizieren die reformatorischen Kirchen diese Taufgnade mit der Kraft des Glauben weckenden und so das Leben verändernden Wortes.“

Gibt es also trotz gegenseitiger Anerkennung des Taufsakraments – unbestritten ein ganz wichtiger Schritt hin auf dem Weg zur Einheit – weiterhin Unterschiede im Taufverständnis?

1. Das evangelische Taufverständnis

Hier sind neben den wenigen biblischen Texten (3) die Aussagen unserer Bekenntnisse besonders wichtig.

Der Taufartikel des Augsburger Bekenntnisses in Artikel 9 enthält drei Lehraussagen:

Die Taufe ist heilsnotwendig.

Durch die Taufe wird Gottes Gnade angeboten (per baptismum offeratur gratia Dei).

Kinder sollen getauft werden (4).

Wichtig ist auch, was in den Taufartikeln des Kleinen und Großen Katechismus ausgesagt ist:

Danach ist die mit der Taufe verbundene Verheißung („Wer da glaubt und getauft ist, der wird selig werden.“) entscheidend.

Sie ist mit dem Gebot („Geht hin und tauft“) und der Taufklausel („im Namen des Vaters und des ./.“)

Sohnes und des Heiligen Geistes“) untrennbar verknüpft.

Wenn die Verheißung über einem Menschen ausgesprochen und die Taufe mit Wasser unter Anrufung des dreieinigen Gottes vollzogen wird, schafft Gott schöpferisch das Heil des getauften Menschen (5).

Die Verheißung ist selbst Trägerin des von ihr verheißenen Heils. Nicht der Täufer wirkt, sondern Gott durch sein Wort unter Benutzung des Täufers.

Der Mensch selbst, der getauft wird, tut gar nichts dazu. Er verlässt sich ganz auf das Gotteshandeln zu seinem Heil (promissio). Glaube ist reines Vertrauen (fides promissionis).

Diese Auffassung ist dem Zusammenhang von Taufe und Rechtfertigung geschuldet.

Weil mit der Taufe Heil verheißend ist, können weder Taufe noch Glaube unmittelbare Aktionen des Menschen sein (6).

Wegen der Verheißung stellt die Taufe den Getauften in eine neue Heilswirklichkeit.

Wenn der Mensch als Getaufter sich dieser neuen Heilswirklichkeit öffnet, ist auch dies Werk des Heiligen Geistes, nicht des getauften Menschen.

Die Wirkung der Taufe ist Teilhabe an Christus, Befreiung von der Macht der Sünde und des Todes.

Das neue Leben ist Anwesenheit Christi im getauften Christen.

An sich selbst stellt der getaufte Mensch nicht fest, dass er durch die Taufe neu geworden ist. Er merkt, dass er immer noch der alte Sünder ist, der aber in den Augen Gottes neu geworden, gerechtfertigt ist.

Dass er der neue Mensch ist, erfährt der Mensch aber ausschließlich im Hören des Evangeliums, in der Gemeinschaft des Abendmahls und in der Vergebung, die auf die Beichte folgt.

Das bestärkt ihn darin, dass er zu Gott gehört. Das Anliegen der evangelisch-lutherischen Tauflehre ist, Gott in Christus als alleinige Ursache der Rettung des Menschen zu bezeugen.

Der Mensch schafft sich nicht selbst sein Heil, er wirkt daran auch nicht mit.

Glaube und Taufe haben Geschenkcharakter. Der neue Mensch löst auch nicht den Scheck ein, den er in der Taufe bekommt, indem er sich zu einem neuen Leben entschließt.

Das neue Leben ist ebenso Geschenk wie Glaube und Taufe.

2. Taufe und Glaube

Glaube ist, wie ich schon sagte, in der evangelischen Tauflehre reine fides promissionis Christi, also bloßes Vertrauen auf das in der Taufe von Gott dargebotene und zugeeignete Heil.

Es ist gerade die Pointe lutherischer Tauflehre, dass der getaufte Mensch weder seinen Glauben noch seine Taufe messen kann.

Ich kann an mir nicht feststellen, dass ich getauft und durch Christus erlöst bin.

Wenn die Reformatoren strikt die Wiedertäufer verdammt haben, dann nicht, um eine unliebsame Konkurrenz los zu werden, sondern weil für sie „Wiedertaufe“ oder, wie das heute heißt, Glaubentaufe genau das Gegenteil dessen war, was sie sein will: purer Unglaube (7).

Wer sich – bleiben wir mal bei dem Begriff – „wiedertaufen“ oder „glaubentaufen“ lässt, obwohl er als Säugling getauft wurde, vertraut eben nicht auf Gottes Handeln in der Taufe, sondern wirkt mit der Vorleistung des Glaubens an seinem Heil mit.

Für die Reformatoren war das Gottesleugnung und deshalb ein Fall von Atheismus und gerade nicht von Glauben. Der Glaube kann für die Reformatoren so wenig auf sich selbst stehen wie das Heil.

Luther denkt hier streng trinitarisch-christologisch:

Christus ist Subjekt von Taufen und Glauben. Der Mensch ist nicht Subjekt seines Glaubens.

Vielmehr wirkt die Taufe bzw. der dreieinige Gott durch die Taufe den Glauben. Im Zeichen des Wassers wird Gott selbst zum bleibenden Realgrund des Glaubens im Menschen.

3. Taufe und Kirche

Heutige Fragen nach dem Zusammenhang von Taufe und Kirche haben sich im 16. Jahrhundert so nicht gestellt.

Taufen erfolgt im Gottesdienst auf das Glaubensbekenntnis der Gemeinde hin und inkorporiert in das Corpus Christianum und damit in die Kirche vor Ort.

Konkurrierende Konfessionen an ein und demselben Ort bzw. in dem selben Land sind im Wesentlichen eine Folge der Religionsfreiheit, die in Deutschland weithin erst im 19. Jahrhundert gewährt wird (8)

Der konkurrierende Konfessionalismus des 19. Jahrhunderts hat daran nicht wesentlich etwas geändert. Der getaufte Mensch wird in das Corpus Christianum und die Ortskirche inkorporiert, in der er durch die Taufe registriertes Mitglied wird.

4. Taufzulassung

Die Taufe begründet zugleich die geistliche Gliedschaft in der Kirche Jesu Christi wie die Mitgliedschaft in der ecclesia particularis, also der jeweiligen Landeskirche (9).

Dabei muss eine gültige Taufe, um gültig zu sein, nicht in der evangelisch-lutherischen Kirche vollzogen worden sein.

Eine trinitarisch und mit Wasser vollzogene Taufe in einer anderen Kirche wird als gültig anerkannt. Sie hat unverlierbaren Charakter, sie wird auch nicht durch einen Kirchenaustritt aufgehoben.

Die Taufe wird nur einmal gespendet. Ist sie gültig vollzogen (trinitarische Formel, Begießung mit Wasser, Verkündigung der Taufverheißung Christi nach Mt 28,) darf sie nicht wiederholt werden.

Täuflinge im Säuglings- oder Kindesalter werden durch ihre sorgeberechtigten Eltern vertreten.

5. Taufe – Abendmahl – Sakrament

Im Rahmen dieses Podiums kann nicht die ganze evangelisch-lutherische Abendmahlslehre abgehandelt werden. Ich beschränke mich auf den Gesichtspunkt, der in diesem Zusammenhang wichtig ist. Das ist folgender:

Ebenso wie in der Taufe ist für die lutherische Abendmahlslehre entscheidend, dass Christus der Handelnde ist.

Nicht der Pfarrer handelt, sondern Christus. Nicht der Pfarrer lädt zur Teilnahme am Abendmahl ein, sondern Christus.

Nicht der Pfarrer vergibt die Sünde, sondern Christus. Der Pfarrer erbittet im Eucharistiegebet den Segen des Handelns Christi für die feiernde Gemeinde.

Der Pfarrer spricht Christi Verheißung der Sündenvergebung zu.

Er erinnert an die Verheißung Christi. Deshalb sind mir stets Epiklese und Anamnese in der Abendmahlsliturgie wichtig.

Taufe und Abendmahl sind Sakramente, nämlich Teilhabe am Heiligen.

Beide Sakramente haben eine Verheißung Christi. In der Verheißung ist Christus selbst präsent, sie sind leibhaftiges Evangelium.

Beide Sakramente haben ein Zeichen – die Taufe das Wasser, das Abendmahl Brot und Wein. In diesen Zeichen gibt sich Christus durch die verkündigte Verheißung selbst. In der Gabe schafft er Heil, weckt und stärkt er Glauben, Hoffnung und Liebe.

Weil das, was in anderen Kirchen als Sakrament gilt, eben diese Verheißung Christi jedenfalls nicht in derselben Weise hat, gelten diese Handlungen in der evangelischen Kirche nicht als Sakramente (10).

Es geht dabei nicht um eine Formalie, sondern darum, dass in der Verheißung sich Christus selbst schenkt. Nicht die Kirche handelt sakramental, Christus handelt sakramental.

Nur wenn man das verstanden hat, wird deutlich, weshalb die evangelische Kirche Eucharistiegemeinschaft anders praktiziert als die römisch-katholische Kirche.

6. Abendmahlszulassung

Lutherische Kirche weiß natürlich, dass zum Abendmahl nicht alle geladen sind, die wollen, sondern alle, die zu Christus gehören. Er hat ./.

das Abendmahl nicht mit dem Volk gefeiert, sondern mit den Seinen. Die Zugehörigkeit zu Christus hat ihr Zeichen in der Taufe, darum sind die Getauften zum Abendmahl geladen.

Da nun die Taufe nicht konfessionell beschränkt ist, sondern ökumenisch anerkannt, sind nach lutherischer Auffassung alle Getauften, auch die aus anderen Konfessionen, sofern diese mit Wasser unter Anrufung des dreieinigen Gottes mit der Verkündigung der Taufverheißung taufen, eingeladen.

Denn der Mahlherr ist der Taufherr: Christus, nicht die Kirche. Taufe und Abendmahl sind für uns nur effektiv, wenn Christus der im Sakrament Handelnde ist. Dann aber kann die Kirche nach unserer Auffassung keine Beschränkungen auferlegen und Angehörige einer anderen Kirche, die sich als Teil der Una Sancta Catholica et Apostolica Ecclesia weiß, vom Abendmahl ausschließen.

Das Abendmahl ist eben keine Veranstaltung der Kirche – dann würde den Glaubenden die Heilsgewissheit im Abendmahl fehlen –, sondern Christi selbst. Auch die Kirche empfängt nur. Sie verteilt nicht, sondern spricht zu. Das ist ihr Auftrag als Dienst am Evangelium.

(1) Encyclica de eucharistia

(2) Magdeburger Erklärung Die christliche Taufe Jesus Christus ist unser Heil. Durch ihn hat Gott die Gottesferne des Sünders überwunden (Römer 5,10), um uns zu Söhnen und Töchtern Gottes zu machen. Als Teilhabe am Geheimnis von Christi Tod und Auferstehung bedeutet die Taufe Neugeburt in Jesus Christus. Wer dieses Sakrament empfängt und im Glauben Gottes Liebe bejaht, wird mit Christus und zugleich mit seinem Volk aller Zeiten und Orte vereint. Als ein Zeichen der Einheit aller Christen verbindet die Taufe mit Jesus Christus, dem Fundament dieser Einheit. Trotz Unterschieden im Verständnis von Kirche besteht zwischen uns ein Grundeinverständnis über die Taufe.

Deshalb erkennen wir jede nach dem Auftrag Jesu im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes mit der Zeichenhandlung des Untertauchens im Wasser bzw. des Übergießens mit Wasser vollzogene Taufe an und freuen uns über jeden Menschen, der getauft wird. Diese wechselseitige Anerkennung der Taufe ist Ausdruck des in Jesus Christus gründenden Bandes

der Einheit (Epheser 4,4-6). Die so vollzogene Taufe ist einmalig und unwiederholbar.

Wir bekennen mit dem Dokument von Lima: Unsere eine Taufe in Christus ist „ein Ruf an die Kirchen, ihre Trennungen zu überwinden und ihre Gemeinschaft sichtbar zu manifestieren“ (Konvergenzerklärungen der Kommission für Glaube und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen, Taufe, Nr. 6).

(3) In der neuen EKD-Schrift werden sie so zusammengefasst: „Die Taufe ist mit dem Empfang des Heiligen Geistes verbunden (1 Korinther 12,13 bzw. Apostelgeschichte 2,38f.). Sie ist der Ritus zur Aufnahme in die christliche Gemeinde (Galater 3,26– 28; Apostelgeschichte 2,41)... In der neutestamentlichen Zeit folgte in der Regel die Taufe auf den Glauben, wie der sekundäre Markusschluss zeigt: „Wer glaubt und getauft wird, wird gerettet werden, wer nicht glaubt, wird verurteilt werden“ (Markus 16,16). Viele Stellen im Neuen Testament nennen Taufe und Sündenvergebung in einem Atemzug, allerdings ohne eine genaue Beschreibung des Vollzuges, sondern mit fast ausschließlichem Interesse am Faktum der Sündenvergebung...

(4) Artikel 9: Von der Taufe

Von der Taufe wird gelehrt, dass sie heilsnotwendig ist und dass durch sie Gnade angeboten wird; dass man auch die Kinder taufen soll, die durch die Taufe Gott überantwortet und gefällig werden, d.h. in die Gnade Gottes aufgenommen werden. Deshalb werden die verworfen, die lehren, dass die Kindertaufe nicht richtig sei.

(5) Allerdings nicht verstanden als „Ex opere operato“.

(6) Auch wenn es natürlich immer noch heißt: „Ich glaube“ und nicht „Der Heilige Geist glaubt in mir“.

(7) Damit soll nicht die Art und Weise gerechtfertigt werden, in der durch die reformatorischen Stände teilweise mit den Anabaptisten umgegangen wurde.

(8) Davor wird Religionsfreiheit Ausländern und Minderheiten (Juden, Hugenotten) zugestanden, aber in einem Land, in einer Stadt gibt es lediglich eine Kirche, eine Konfession.

(9) So etwa die Kirchenverfassung der ELKB, Artikel 9.

(10) Vgl. allerdings Apologie XIII

Kirche in Deutschland

Mit dem Gebet zur Einheit

Ökumene verwirklicht sich über Gebet

Hildegard Kasper von der Weggemeinschaft Ökumene und Spiritualität hat bei der Veranstaltung Einheit im Glauben auf dem 97. Deutschen Katholikentag am 23. Mai 2008 in Osnabrück ein Referat gehalten, das die Katholische Nachrichten-Agentur (KNA) nachfolgend dokumentiert.

Glaube – Gebet – Einheit.

In einer ersten Formulierung lautete das Thema „Einheit im Glauben durch Einheit im Gebet“. Der Gedankenstrich war ausgefüllt. In dieser ersten Fassung steckten bereits wichtige Beziehungen: Zum einen die Beziehung zwischen Gebet und Glauben und zum anderen die Beziehung zwischen Einheit im Gebet und Einheit im Glauben. Damit wurde bereits in der Themenstellung eine wichtige Aussage gemacht: Einheit im Gebet ist eine Quelle der Einheit im Glauben. Anders formuliert: Wenn Christen – verschiedener Konfessionen, Traditionen und Kirchen miteinander beten, wächst ihr Glaube zusammen, entsteht Einheit.

Als Untertitel war beigefügt: Erfahrungen geistlicher Ökumene. Unser Thema wird während des Katholikentags im Ökumenischen Zentrum mehrfach angeboten. Es gehört aber genauso ins Geistliche Zentrum, das sich im Osnabrücker Kloster der Benediktinerinnen befindet.

Ich habe die Thematik lange mit mir herumgetragen und bewegt, ehe ich meine Mitwirkung zusa-gen konnte – bis zuletzt noch zögernd, ob ich dazu auch etwas Persönliches beitragen könnte. Die Impulse zu unserem Gespräch sollen ja persönlicher Erfahrung entspringen, der Erfahrung geistlicher Ökumene. Da spüren wir sofort einen besonderen Anspruch. Wir spüren auch die Schwierigkeit, Erfahrungen ins Wort zu bringen und darüber mit anderen zu sprechen, über das, was uns als Gebets- und Glaubenserfahrung in ökumenischer Gemeinsamkeit schon geschenkt worden ist, beziehungsweise wonach wir uns erst ausrichten möchten und wohl auch im tiefsten sehen.

Mein berufliches Wirkungsfeld war Pädagogik im Rahmen der Lehrerbildung. Da stellt sich die Frage: Wie und wann kam ich überhaupt zur Ökumene? Altbischof Paul Werner Scheele, langjähriger Ökumene-Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz, antwortete einmal auf die Frage: „Seit wann engagieren Sie sich für die Ökumene“: „Seit meiner Taufe“. Gerne würde ich diese Antwort auch für mich in Anspruch nehmen. Sie trifft eigentlich für uns alle zu. Wir alle haben Verantwortung für die Einheit der Christen seit wir getauft sind. Vielleicht darf man sich als Pädagoge auch deshalb zu den Mitarbeitern der Ökumene zählen, weil zum pädagogischen Geschäft ja der Dialog gehört. Und Ökumene ist auf Dialog angewiesen, nicht nur auf höheren theologischen oder kirchenamtlichen Ebenen, sondern bis hinunter zur Basis.

Dies ist sicher meist ein langer Weg, angewiesen auf Vertrauen, auf ein Miteinander in einem Prozess: Sich gegenseitig kennen lernen, einander verstehen, aneinander und miteinander wachsen.

Ich habe dieses Miteinander dankbar erfahren in vielen Begegnungen mit Menschen, mit Freunden aus verschiedenen konfessionellen Gemeinschaften, aus Ordensgemeinschaften, Kommunitäten und geistlichen Bewegungen.

Die Kerze in unserer Mitte hat bei unseren Begegnungen - sie fanden in der Benediktinerabtei Neresheim statt - jeweils gebrannt. Diese Kerze steht für eine Weggemeinschaft. Für diese steht die geistliche Ökumene im Mittelpunkt. Geistliche Ökumene will das innere Feuer für die Einheit am Brennen halten. Und das heißt vor allem: Die zentrale Rolle im Prozess des Einswerdens sollen das gemeinsame Gebet und der miteinander geteilte und gelebte Glaube einnehmen: Einswerden im Beten und Glauben!

Erster Austausch von Erfahrungen – Zeugnisse aus dem Teilnehmerkreis

Impulse: Zitate von Karl Rahner und Alfred Delp

Rahner: „Ich glaube, weil ich bete – nicht primär umgekehrt.“

Delp: „Glauben und beten. Danke.“ (Letzter Kasper aus dem Gefängnis vor der Hinrichtung am 2. Februar 1945 in Berlin-Plötzensee). ./.

Eine persönliche Erfahrung: Es war am 31. Oktober 1999 in Augsburg, am Reformationsfest, am Tag der Unterzeichnung der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre. Martin Luthers Lehre von der Rechtfertigung allein durch Gnade stand über Jahrhunderte trennend zwischen evangelischen und katholischen Christen. Ein langes theologisches Ringen ging der nun gefundenen Übereinkunft voraus. Glaubens-überzeugungen, die damals trennend auseinander gingen, fanden im Grundsätzlichen, - in dem, was Christen gemeinsam trägt und eint, - zusammen. Nach einem feierlichen Gottesdienst im katholischen Augsburger Dom bewegte sich eine lange Prozession betend und singend zur evangelischen St. Anna Kirche.

Dieser gemeinsame Gebetsweg war es, der mich am tiefsten berührte. Im gemeinsamen Gehen, im Mitgehen, im Miteinstimmen in Gesang und Gebet, in diesem Miteinander einer Weggemeinschaft war Einheit im Glaubenszeugnis ganz konkret erfahrbar, was dann anschließend durch Unterzeichnung eines Dokuments, einer feierlichen Erklärung von hohen Vertretern der katholischen Kirche und des Lutherischen Weltbundes niedergelegt wurde.

Die Erklärung, das Dokument, bildeten den Abschluss. Auf dieses Ziel hin bewegte sich eine pilgernde, betende Gemeinschaft auf einem Weg, der auch über das Ziel hinaus weitergehen musste. Ich konnte damals auf dem Prozessionsweg Freundschaften schließen, die bis heute weiterbestehen... So entstehen Weggemeinschaften von Glaubenden, so kann Einheit entstehen und wachsen.

Weggemeinschaft – der Name ist durch den früheren Bischof von Aachen, Klaus Hemmerle, besonders geprägt worden. Er wurde vielfach als Programmwort übernommen, so auch von dem Miteinander geistlicher Gemeinschaften, zu dem ich mich zähle. Da gab es das große Miteinander, das sich bei den beiden Großkongressen in Stuttgart 2004 und 2007 ereignet hat mit zuletzt bis zu 250 verschiedenen Gemeinschaften. Und es gibt viele kleinere regionale Netzwerke des Miteinanders. Seit 2002 besteht ein solches im süddeutschen Raum. Es sind Begegnungen von Ordensgemeinschaften mit geistlichen Laiengemeinschaften, mit Bewegungen, Kommunitäten und Bruderschaften im Raum der alten Benediktinerabtei Neresheim.

Es ist nicht zufällig, dass sich an einem solchen monastischen Ort Christen verschiedener Konfessionen einfinden und zusammenfinden in Gebet, Meditation, Bibelarbeit, im Austausch von geistlichen Erfahrungen. Das Mönchtum wurde im 20. Jahrhundert als ökumenischer Ort neu entdeckt. Es ist bis heute wesentlich geprägt ist vom Gedankengut und der religiösen Praxis der ungeteilten Kirche. In den vergangenen 40 / 50 / 60 Jahren, vor allem in der Zeit nach dem II, Vatikanischen Konzil, sind zahlreiche neue, junge geistliche Gemeinschaften und Bewegungen dazu gekommen. Papst Johannes Paul II sah in ihnen das Wirken des Heiligen Geistes und die notwendige Zusammengehörigkeit der institutionellen und der charismatischen Seite der Kirche.

Auch in den Kirchen, die aus der Reformation entstanden sind, gibt es diese Neuaufbrüche in Bruderschaften, Kommunitäten und Bewegungen. Ein Votum der EKD vom Januar 2007 wertet die Entwicklung als Beitrag zur Stärkung evangelischer Spiritualität. Unverkennbar ist auch, dass man dort die Entdeckung der Geschwisterlichkeit unter den Konfessionen macht, Gastfreundschaft übt und Brücken zueinander schlägt. Man erkennt die wechselseitige Bereicherung und auch die Stärkung durch das Miteinander.

In Neresheim haben wir solche Erfahrungen an verschiedenen Begegnungstagungen in einer sehr beglückenden Weise gemacht. Wir laden offen ein – über 30 Gemeinschaften sind bisher der Einladung gefolgt. Da ging es um Themenkreise wie „Durchbruch/ Weg zur Mitte – zu Christus“, „Wort Gottes als Quelle der Einheit“, „Gebet als Quelle der Einheit“, „Versöhnung – Heilung der Erinnerungen“. Die nächste Begegnung planen wir zum Thema: „Nachfolge - Freundschaft mit Jesus – Freundschaft untereinander“.

In den Tagungsgruppen begegneten sich katholische, evangelische, orthodoxe und freikirchliche Christen. Es begegneten sich unterschiedliche geistliche Tradition und Spiritualitäten, unterschiedliche Formen praktischen religiösen Vollzugs – dies vom Morgenlob, über Gottesdienste, Meditation, Gebetswege, bis zum Abendlob. Durch Austausch, Anteilnehmen und Teilen entdeckten wir Reichtum, konnte ein Prozess in Gang kommen, in dem wir die Erfahrung machten, was uns eint ist viel mehr als das, was uns trennt. Der Prozess muss über die Tagungen hinaus weitergehen: Verbundenheit soll bleiben durch ./.

gegenseitige Besuche, durch Einladungen zu besonderen Ereignissen, durch Austausch von Informationen, durch Mittragen der Sorgen einzelner und nicht zuletzt durch das Gebet füreinander.

Geistliche Ökumene

Das II. Vatikanische Konzil hat den geistlichen Ökumenismus im Konzilsdekret *Unitatis Redintegratio* wie folgt beschrieben:

„Diese Bekehrung des Herzens und die Heiligkeit des Lebens sind zusammen mit den privaten und öffentlichen Bittgebeten für die Einheit der Christen als Seele der ganzen ökumenischen Bewegung zu erachten und können zu Recht geistlicher Ökumenismus genannt werden.“

Wie können wir eine solche Definition verstehen und ins Leben übersetzen?

Ökumene steckt gegenwärtig in einer recht nüchternen Phase: Es scheint, dass eher Enttäuschungen als Begeisterung und Aufbruch überwiegen. Stichworte wie „Eiszeit“ oder „Krise“ werden zur Zeit – vor allem in Deutschland – häufig benutzt, wenn man über die Situation der Ökumene spricht. Die Bewegung hat offensichtlich merklich an Schwung verloren, sowohl bei der älteren Generation, die noch die Aufbruchsstimmung nach dem II. Vatikanischen Konzil erlebt hat, als auch bei der jüngeren Generation, die sich für theologische Unterscheidungen und konfessionelle Differenzen nur wenig zu interessieren scheint. Schwierigkeiten und die Langwierigkeit, zu sichtbaren Ergebnissen zu kommen, lähmt viele. Als Beispiel wird an der Basis vor allem auf die noch nicht erreichte Eucharistie-Gemeinschaft geblickt. Gewiss: Das ist die Mitte der Gemeinsamkeit, das Ziel der *communio*.

Geistliche Ökumene wendet sich zuerst nach innen. Sie will die tiefen Quellen und Fundamente der Einheit erschließen. Will sie damit in der gegenwärtigen Situation über gewisse Enttäuschungen auf der sichtbar-konkreten Ebene hinweghelfen, also vielleicht vertrösten? Dieser Verdacht könnte aufkommen.

Schauen wir in dieser Situation zurück auf die Anfänge der Ökumenischen Bewegung. Da zeigt sich, dass die geistliche Ökumene keinesfalls ein

Alibi oder eine Vertröstung ist, sondern vielmehr der entscheidende Motor, ein Wegbereiter und Wegweiser einer tragenden Ökumene des Lebens. Die tieferen Antriebskräfte und Grundlagen der Ökumene hier werden sichtbar.

Die ökumenische Bewegung als Gebetsbewegung

Geht man den geschichtlichen Ursprüngen der ökumenischen Bewegung nach, so zeigt sich, dass die Anfänge in einer Gebetsbewegung liegen. Sie ist aus unterschiedlichen Quellen und zunächst unverbundenen Initiativen gespeist, beginnend im ausgehenden 18./19. Jahrhundert.

Es gibt anglikanische, presbyterianische, methodistische, orthodoxe und katholische Quellen, die später z.T. zusammenfließen, etwa in einer der ältesten Initiativen, im Weltgebetstag der Frauen oder in der Begründung einer Gebetswoche für die Einheit der Christen.

Diese Gebetswoche ist mit dem Namen des anglikanischen Pastors Paul Wattson und etwas später mit dem französischen Priester Paul Couturier verbunden. Zeitlich findet sie entweder vom 18. bis 25. Januar zwischen den Festen Petri Stuhlfeier und Pauli Bekehrung statt – oder in der Woche vor Pfingsten.

In diesem Jahr 2008 wurde das 100. Jubiläum der Einführung dieser Gebetswoche für die Einheit der Christen gefeiert – welch beeindruckendes und nachhaltiges Vertrauen in die Kraft des Gebets spricht daraus! Man muss Originaltexte lesen, um zu erkennen, welchen Stellenwert das Gebet unter allen anderen Bemühungen, die zertrennte Christenheit wieder zusammenzuführen, einnahm und wohl auch heute ganz entschieden wieder einnehmen müsste.

Ist es nicht so, dass wir heute vielfach dem Gebet nur noch eine Lücken- oder Alibi-Funktion zuschreiben. Wenn gar nichts mehr geht, dann heißt es: Da hilft nur noch beten?

Die Texte von Paul Couturier, vor allem sein ökumenisches Testament, sprechen eine ganz andere Sprache. Dort heißt es: „Das Gebet ist eine kosmische Kraft, die Energien entlässt...“ Ist das nicht eine gewaltige Aussage! Kosmische Kräfte sind ja diejenigen, die die Gestirne in ihren Bahnen halten, die in den Naturgesetzen wirken, ./.

die alle menschlichen Wirkmöglichkeiten übersteigen.

Traue ich dies dem Gebet wirklich zu? Wenn ich so frage, erkenne ich die eigene Kleingläubigkeit, den eigenen Mangel an Vertrauen in das Gebet, den Mangel an Gebetsintensität. In solcher Selbsterkenntnis hilft es, wenn ich in einer größeren Gebetsgemeinschaft stehe und gewiss sein kann, dass ich von anderen Beterinnen und Betern mitgetragen werde. Dann bündeln sich die Kräfte. Jetzt kommen Ströme zusammen. Da wächst die Gewissheit, dass das Gebet eine starke Kraft ist.

Besonders bewegend sind Couturiers Aussagen über das gemeinsame Gebet von Christen verschiedener Konfessionen. Abbé Couturier selbst hatte ein persönliches Erlebnis in der Begegnung mit russisch-orthodoxen Christen, mit Emigranten, die er in Lyon traf. Seine Schlüsselerfahrung war: Das gleiche Credo drückt sich in verschiedenen Frömmigkeits- und Gebetsformen aus. Ich bete im Gebet der anderen Christen mit. Und gleichsam im Seitenwechsel: Es kommt auch darauf an, dass ich den anderen in mir beten lasse.

Bischof Klaus Hemmerle sprach von einer evangeliumsgemäßen Gütergemeinschaft: „Vor Gott im Gebet füreinander eintreten in evangeliumsgemäßer Gütergemeinschaft“. Mehr noch: Christus selber betet in den Christen aller Konfessionen. Christi Stimme bittet in allen Getauften den Vater um die Einheit. Christus betet und wirkt in uns. Wir erwarten im Gebet ein neues Pfingsten; wir versammeln uns im Gebet, wie damals nach der Himmelfahrt Jesu, als sich die Apostel mit Maria und den Frauen im Gebet im Abendmahlsaal versammelten. Da kam Feuer über sie... die kleine, ängstliche Schar wurde plötzlich bewegt, begeistert und befähigt, den Glauben an den auferstandenen Christus in die Welt hinaus zu tragen.

Charismatische Bewegungen – greifen in ihren Gebetsformen in nachdrücklicher Weise ein erwartetes neues Pfingsten auf. Sie greifen u.a. die alte Tradition der Pfingstnovene wieder auf: In diesem Jahr 2008 als Gebet um die Neuausgießung des Heiligen Geistes in unserer Kirche. Die Betrachtungen und Texte sind auf die Schlussbotschaft des Treffens der geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen im Mai 2007 in Stuttgart bezogen und durch Bibelstellen ergänzt. In der Einführung heißt es: „Schon seit Jahrhunderten beten Christen vor wichtigen Festtagen und Ereignissen Novenen als Vorbereitung.“

Das Gebet muss innerhalb der ökumenischen Bewegung Vorrang haben. Papst Benedikt XVI. hat dies in seiner Ansprache vor 250 Vertretern christlicher Konfessionen in der St. Joseph-Kirche in New York (am 19. April 2008) neuerdings unterstrichen: „Ohne das Gebet wären die ökumenischen Strukturen, Institutionen und Programme ihres Herzens und ihrer Seele beraubt.“

Bischof Paul Werner Scheele antwortet auf die Frage, welche Aufgaben er in der gegenwärtigen Situation der Ökumene für besonders wichtig halte ebenso knapp, klar und eindeutig: Das Beten (in: Weitervereinigung, S. 101).

Notwendigkeit und Not des Gebets –
Wie können und sollen wir beten?

In der Einleitung zur Neuausgabe der Rahner'schen Schrift „Von der Not und dem Segen des Gebets“ heißt es: „Das Versiegen des Gebets ist die größte Gefahr für Kirche, Glauben und Theologie.“ Dies gilt auch für die Ökumene!

Wenn wir die Notwendigkeit des Gebets betonen, so erkennen wir doch gleichzeitig heute eine Not des Gebets, vielleicht sogar ein Verstummen des Gebets. Passt das Gebet noch in den Lebensalltag der meisten Zeitgenossen? Ist es doch ein Kennzeichen einer säkularen Lebensweise, dass die verschiedenen Lebensbereiche nicht mehr in innerer Beziehung zueinander stehen und eben auch in keiner Beziehung zu Gott, zum Gebet und zum Glauben. Wie kann eine Rückgewinnung geschehen?

Gottes Gnade muss uns zuvor kommen – doch wir müssen sie ankommen lassen.

Vielleicht ist es ein Ruf in die Stille...

Vielleicht ist es ein betender anderer Mensch oder eine betende Gemeinschaft...

Vielleicht ist es einfach die Öffnung des Herzens

„Es ist nicht leicht zu wissen und zu verstehen, was Gebet ist...Zuerst sei vom Gebet nur etwas ganz Einfaches gesagt, etwas sehr Selbstverständliches, was so ganz am Anfang des Gebets steht, das wir meistens übersehen: Im Gebet öffnen wir unser Herz vor Gott... Dann kommt von selbst die Ruhe...und das Vertrauen... und dann fängt es wie von selbst an, in unserem Herzen zu sprechen... und der Mensch vergisst sich. Und er hat ./.

nicht mehr in sich selbst den Mittelpunkt, sondern in Gott, drüben und doch ganz in sich, weil er uns ja innerlicher ist als wir uns selbst...“ (Karl Rahner, S.48f, S.58f).

Vielleicht bedarf es darüber hinaus auch der Lern- und Übungsorte der Stille, des Gebets und des Glaubens: Orte des gemeinsamen Gebets (z.B. Taizé, Gebetskreise, ökumenische Zentren, Geistliche Gemeinschaften und Klöster). Bei der Vorbereitung zu diesem Forum bin ich auf das Osnabrücker Benediktinerinnen Kloster aufmerksam geworden. Dort ist ja auch das Geistliche Zentrum des Katholikentags untergebracht. Aber auch schon die Informationen auf der Homepage machen sehr neugierig auf das geistliche Leben dieser Ordensfrauen, ihre Angebote für Gäste und auch für die Internetnutzer: Dort gibt es ganz konkrete Hilfen für das persönliche und das gemeinschaftliche Gebet, eine kleine Gebetsunterweisung und Gebetsschule

Vom Glauben, der dem Gebet entspringt

Der Glaube ist ohne Gebet zerbrechlich, gefährdet. Wir müssen im Gebet um den Glauben bitten. In der Offenbarung des Johannes heißt es: Du hast nur geringe Kraft (Off 3,8b). Angesichts unserer Glaubensschwäche und der um sich greifenden Glaubenserosion, sollten wir um Stärkung im Glauben bitten: Herr, hilf unserem Glauben! Wir müssen den Glauben ganz elementar neu lernen – nicht in dem Sinn, dass wir das Credo aufsagen, auch nicht, dass wir in erster Linie Lehren der Kirche damit assoziieren. Es geht um einen grundlegenden Vertrauensakt, gleichsam den Gang über das Wasser zu wagen, weil uns Christus entgegenkommt, weil Christus uns zuerst vertraut. Das ist ein Glaube von innen her, von der Gottes- und Christusbegegnung her, d.h. den Glauben als Mitte des persönlichen Lebens erfahren und im Alltag leben.

Christlicher Glaube beginnt in der Begegnung mit Christus. Er bekennt ihn als Sohn Gottes, der uns den Vater und seine Liebe offenbar gemacht hat. Der Christ vertraut und übergibt sich diesem Gott, auch dann wenn er verborgen bleibt, wenn er fern zu sein scheint. Diese Übergabe ist ein lebenslanger Prozess, der oftmals als ein inneres Ringen erfahren wird. Der Mensch ruft Gott entgegen: „Ich glaube – hilf meinem Unglauben!“ (Mk 9,24). Wir bedürfen immerzu der Stärkung, der Vertiefung und Erneuerung des Glaubens seit unserer Taufe und Firmung. Dafür tragen wir gegen-

seitige Verantwortung. Die schlichte Glaubentreue eines anderen Menschen, sein Zeugnis und seine/ihre Fürbitte kann uns durch schwierige Zeiten tragen. Es hilft mir und ich bin dankbar, wenn jemand mir versichert: Ich bete für dich.

Vielleicht macht der persönliche Christusglaube gegenwärtig bei vielen Menschen gerade in der westlichen Welt eine elementare Krise durch. Der Gottesglaube insgesamt begegnet heute einem zunehmend kämpferischen Atheismus (Vgl. etwa Richard Dawkins: Der Gotteswahn – ein Bestseller!). Der Glaube an den christlichen trinitarischen Gott ist auch bei vielen Christen gefährdet, verunsichert, vielfach auch im Schwinden begriffen. Glaube ist in ständiger Bedrohung und Bewährung, er ist gefährdet und angefochten. Als Bischof Hemmerle schon 1989 in seinem Fastenhirtenbrief zur Weggemeinschaft aufrief hatte er gerade auch die Glaubensnöte moderner Zeitgenossen und Erfahrungen der Gottesferne und Gottleere im Blick. Es gibt ja Gottesferne und Gottverlassenheit mitten im Herzen von glaubenden Menschen. Auch große Glaubende kennen die dunkle Nacht der Sinne und des Geistes, in der sie von Gott nichts mehr spüren und dennoch an ihm festhalten wollen. Tagebuchaufzeichnungen von Mutter Teresa von Kalkutta haben dies neu belegt.

Der Glaube muss sich im Gebet als Du-Beziehung mit Jesus Christus ausdrücken, in Anbetung, Lobpreis, Dank, Bitte, auch in Klage. Glaube kann nur aus der Quelle des Gebets konkret gelebt werden. In solch einer persönlichen Beziehung zu Christus haben die Getauften aller Zeiten innere und äußere Drangsale bestehen können. Gerade in Nöten, in der Gewöhnlichkeit des Alltags mit allerlei Belastungen oder Entbehrungen hat sich unsere Treue im Glauben zu bewähren. Das heißt: Geduld haben mit uns selber und miteinander, damit wir auch die Ferne Gottes, sein Schweigen, sein Anders-Sein, aushalten können. Bei Bischof Klaus Hemmerle findet sich in diesem Zusammenhang eine sehr tiefe, vielleicht auch tröstliche Aussage. Sie ist aus Erfahrungen der Weggemeinschaft gewonnen: Es käme darauf an – so Bischof Hemmerle -, bereit zu sein auch „auf Gottes Schweigen zu hören, weil es sein könnte, dass dann Gott in den anderen zu sprechen anfängt.“ (zit. Gottesferne, S.70f).

In der Überwindung des Alleingangs, im Aufbruch zueinander kann neue Hoffnung entstehen. Dies gilt nicht nur für den Einzelnen, auch nicht

nur für Gemeinden und Gemeinschaften, sondern auch für die Kirchen als ganze.

Gerade das Beten ohne eigene Worte, ein hörendes Beten, kann zu vertieften Glaubenserfahrungen des einzelnen und zur Glaubenserneuerung in den Kirchen führen. Das Gebet ist Hinkehr zu Gott und damit gleichzeitig Umkehr von vielem, was uns im Alltag bindet. So ist geistliche Ökumene kein Rückzug, keine Flucht in reine Innerlichkeit, sie ist Ökumene des miteinander geteilten Lebens, Hilfe auch in prekären Lebenssituationen, in Trennung, Zerstrittenheit, in Orientierungs- und Glaubensnot.

Lange könnten wir uns über Gebetsformen und Hilfen beim Gebet austauschen. Hier müssen einige wenige Hinweise genügen, z.B. Wie man mit der Bibel beten kann..

Alle menschlichen Situationen, Erfahrungen und Gefühle können im Gebet vor Gott getragen werden. Wenn sie mit Gott geteilt werden, können sie sich als kostbare Momente erweisen.

Herr, lehre uns beten! Das ‚Vater unser‘ gilt als Prototyp des Gebets.

Christus selber sagt uns, wie wir beten sollen. Wir beten mit den Worten, die Gott uns gegeben hat, zu Gott.

Mt 6, 5-15 – Hinführung über eine kleine Katechese zum Gebet –

Lk 11,1-4 – Kontext ist die Begegnung der Jünger mit dem Beten Jesu – Jesus betete einmal an einem Ort und als er das Gebet beendet hatte, sagte einer seiner Jünger zu ihm: „Herr, lehre uns beten.“

Wir beten mit Jesus und wir dürfen wie er Vater sagen. (s. J. Ratzinger: Jesus von Nazareth, Das Gebet des Herrn, S.162-203)

Das Vaterunser - ein Wir-Gebet.

Alfred Delp: „Plötzlich sind die Entfernungen überwunden. Klar und hell wird die Wahrheit, dass der Weg zu Gott – über Gott immer schon der nächste Weg zum Menschen war. Der Mensch weiß sich im Bund und Bündnis mit allen, die anbeten, glauben und lieben. Die gemeinsame Mitte, der personale Gott, der uns anspricht und

den wir anrufen, macht den Menschen zum Menschen und die Gemeinschaft zur Gemeinschaft.“ (Mit gefesselten Händen, Aufzeichnungen aus dem Gefängnis, Frankfurt a.M. 2007, 11. Auflage).

Stille – Meditation – Kontemplation

Das Gebet vollendet sich im Schweigen – so die Gebetslehre des Mönchtums. Auch ein Weg für uns? Das Bedürfnis wächst. Es ist bezeichnend für dieses Bedürfnis nach Stille, dass z.B. bei Grobereignissen wie Katholiken- oder Kirchentagen, aber auch andernorts Räume der Stille angeboten werden. Das sind Anders-Orte, Orte der Einkehr, des Zu-sich- Kommens, der Sensibilisierung für andere Wahrnehmungen und so für eine mögliche Begegnung mit dem Wort und dem Du Gottes im Hören auf die Stille.

Stille, Schweigen als Hören – hörendes Gebet. Im Lärm unserer Zeit müssen wir uns aufmachen, solche Orte der Stille zu suchen. Sie lassen sich auch heute noch finden.

Das Motto für die Gebetswoche 2008 war dem 1. Thessalonicherbrief 5,17 entnommen: „Betet ohne Unterlass!“ Immerwährend beten - können wir das? Die Aufforderung steht im Zusammenhang einer längeren Liste von Ermahnungen, die allesamt die Einheit der Gemeinde aufbauen und festigen sollen. Sind wir da nicht total überfordert: Ohne Unterlass beten? Ist diese Aufforderung nur für einige wenige Mönche praktikabel, die abgeschlossen von der Welt leben?

Es lohnt sich, die „Erzählungen eines russischen Pilgers“ zu lesen: Seine Suche und sein Weg zum Gebet ...zum Herzensgebet, nachzuvollziehen...

Das immerwährende Gebet ist Ausdruck einer ständig bestehenden und gelebten Gottesbeziehung, einer Beziehung, die nicht nur einen begrenzten Ausschnitt unseres Lebens betrifft (etwa beim Besuch des sonntäglichen Gottesdiensts), sondern die das Ganze unseres Lebens trägt und prägt.

Einheit im Beten – Einheit im Glauben

Im Einheitsgebet von Paul Couturier wird die neue Intention der ökumenischen Bewegung ausgedrückt: Nicht Rückkehr zum status quo, Einheit nicht wie wir sie wollen und machen können, ./.

sondern Einheit, wie sie dem Plan Gottes entspricht.

Herr Jesus Christus,/du hast gebetet:/dass alle eins seien.

Wir bitten dich/um die Einheit der Christen/so wie du sie willst/und auf die Art und Weise,/wie du sie willst.

Dein Geist schenke uns,/den Schmerz der Trennung zu erleiden,/unsere Schuld zu erkennen/und über alle Hoffnung hinaus/zu hoffen. Amen

Alle, die sich in diesem Gebet an jedem Donnerstag vereinen, da Jesus in den Abschiedsreden sein ökumenisches Testament hinterlassen hatte „Alle sollen eins sein“, sah Abbé Couturier wie in einem „unsichtbaren Kloster“ vereint.

Abbé Couturiers Idee eines „unsichtbaren Klosters“ ist auch in einem anderen Bild aufgegriffen worden: Im Bild eines Gebetsnetzes (Net for God). Beter für die Einheit sollen gleichsam ein weltumspannendes Gebetsnetz bilden...

Möglichkeiten ökumenischen Betens

(s. u.a. Walter Kardinal Kasper: Wegweiser Ökumene und Spiritualität, Freiburg 2007)

- Beten und Feiern im Laufe des Kirchenjahres
- Neubelebung des Stundengebets
- Taizé-Gebete
- Gotteslob im Kirchenlied („Singend einig werden“)
- Gebetswege / Pilgerwege gehen...
- Gebetshaltungen, -gebärden einüben...

Ein neuer Anfang ist im 21. Jahrhundert notwendig, eine Vertiefung der christlichen Glaubenstradition. Viele Glaubensschätze wurden noch nicht voll erkannt, vor allem nicht gelebt. Die Geschichte des Christentums fängt gerade erst an, schrieb der russischorthodoxe Priester Alexander Men, der 1990 ermordet wurde (s. Andrea Riccardi: Gott hat keine Angst, Würzburg 2003).

Der neue Anfang beginnt bei jedem einzelnen, bei mir und dir...

Der neue Anfang heißt Rückkehr zum Ursprung, zu Jesus.

Der neue Anfang bedeutet in vieler Hinsicht: Umkehr der Maßstäbe.

Der neue Anfang bedeutet - im Bild – sich gegenseitig die Füße waschen - „Fußwaschung als „ökumenisches Sakrament“.

Begreift ihr nicht? – Begreifen wir?

Fürbitten: „Führe uns ins Weite...“

Schenk uns Deinen Geist, dass er in uns wohnt, uns verwandelt und in uns betet

Entfache in uns neu das Feuer des Glaubens

Gib uns ein brennendes Herz

Komm, Geist der Einheit

Kirche in Deutschland

Religionssoziologische Milieustudien

Ebertz: Für eine milieusensible Pastoral

Der Religionssoziologe Michael Ebertz hielt am 24. Mai 2008 auf der Veranstaltung „Kirche auch für andere“ beim 97. Deutschen Katholikentag in Osnabrück einen Vortrag, den die Katholische Nachrichten-Agentur (KNA) in der schriftlichen Form dokumentiert.

„Du führst uns hinaus ins Weite“: Das II. Vatikanum hat den Katholikinnen und Katholiken viele Weitungen gebracht, Weitungen im Verhältnis zu den anderen Religionen, insbesondere zum Judentum; Weitungen im Verhältnis zu den anderen christlichen Konfessionen – Stichwort Ökumene; Weitungen im Verhältnis zu den Mächten dieser Welt – Stichwort Religionsfreiheit; und Weitungen in der Verhältnisbestimmung zu den Zeitgenossen überhaupt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“ (Gaudium et spes 1).

Diese Weitungsoperationen haben die Konzilsväter vorgenommen, obwohl sie mit dramatischen – aber nicht ängstlichen – Worten darauf hingewiesen haben, dass „die Menschheit in einer neuen Epoche ihrer Geschichte“ steht, „in der tiefgreifende und rasche Veränderungen Schritt um Schritt auf die ganze Welt übergreifen“ (Gaudium et spes 4). Das Konzil ging davon aus, dass sich „die menschliche Gesellschaft (...) in dieser unserer Zeit auf dem Weg zu einer neuen Ordnung befindet“ (Christus dominus 3), und spricht von einem „Wandel der Lebensbedingungen“, der „mit einem umfassenden Wandel der Wirklichkeit“ zusammenhängt (Gaudium et spes 5). Zugleich werde in diesem Umbruch „in Jahrhunderten gewordene Denk- und Lebensformen der Gesellschaft völlig um(gestaltet)“ (Gaudium et spes 6). Der Gang der Geschichte selbst erfahre „eine so rasche Beschleunigung, dass der Einzelne ihm schon kaum mehr zu folgen vermag“ (Gaudium et spes 5): „So kann man schon von einer wirklichen sozialen und kulturellen Umgestaltung sprechen, die sich auch auf das religiöse Leben auswirkt“ (Gaudium et spes 4). Diese Aussagen

haben nicht nur eine hohe diagnostische, sondern geradezu eine prognostische Kraft, die seitdem durch viele soziologische und philosophische Zeitdiagnosen bestätigt wurden: So hat z. B. Medard Kehl darauf hingewiesen, dass im Zuge der „Auflösung der relativ geschlossenen konfessionellen Milieus seit Mitte der 60er Jahre des 20. Jh.s wohl zum ersten Mal in der Geschichte des Christentums nach der Konstantinischen Wende für die Menschen aller Altersstufen, aller Bildungs- und sozialen Stufen der christliche Glaube als eine Sache der persönlichen Freiheit ganz real erlebbar“ werde: „Man muss nicht mehr kirchlich-religiös sein, sei es unter dem Druck der jeweiligen Herrscher oder der Nationalität oder der Tradition oder der Sippe oder des gesellschaftlichen Milieus“ (1).

Allen Kirchenevents der vergangenen Jahre zum Trotz, müssen die Kirchen seit Jahren und Jahrzehnten schon erhebliche Verengungen der Reichweite ihres Einflusses erleben, zeigt sich doch, wie sich nicht nur die Deutung des Kosmos, die menschliche Kommunität und Kultur der kirchlichen Steuerung entziehen, sondern wie auch der menschliche Körper zunehmend dem kirchlichen Zugriff entgleitet. Die Entmächtigung der Kirche vollzog sich laut Rainer Bucher „vom Kosmos zur Kommunität und schließlich zum Körper. Die kosmisch codierte Selbstverständlichkeit des Christentums wird zuerst in Frage gestellt von Männern wie Galilei, Kopernikus und Kepler, der kirchliche Zugriff auf die (nicht-kirchliche) Kommunität ging mit dem bürgerlichen Gesellschaftsprojekt und somit im 19. Jahrhundert verloren ... Zuletzt aber versuchten die Kirchen, etwa über ihre Moralverkündung, noch Einfluss auf den Körper zu nehmen, auf seine Praktiken und Techniken“ (2) - Versuche, die im 20. Jahrhundert schließlich leer laufen, wie wir 40 Jahre nach der Enzyklika *Humanae vitae* wissen, an die der jetzige Papst positiv erinnert hat.

Aber haben die Kirchen mit dem Verlust der Kontrolle über die vier Ks - Kosmos, Kommunität, Kultur und Körper - nicht sogar die Macht über die Seelen verloren, den eigentlichen Kern ihrer „Pastoralmacht“, um einen Ausdruck Michel Foucaults zu gebrauchen? (3) Die Kirchen scheinen ‚am Ende ihres Lateins‘ angelangt, das Leben umfassend zu deuten, zu kontrollieren und die Lebensführung ihrer Mitglieder nachhaltig zu beeinflussen. Man mag dies beklagen oder nicht. Je mehr den Kirchen der Rückhalt am Kosmos, an der Kommunität und Kultur, an den

menschlichen Körpern und den sozialen Kontakten fehlt, desto mehr stehen sie vor der Frage, wie sie mit dieser Ohnmacht umgehen sollen.

Es gibt, so Rainer Bucher, „eine kreative und destruktive Ohnmacht. Die destruktive sucht nach Resten der verlorenen Macht und verliert darüber alle Autorität. Die kreative sucht in der eigenen Machtlosigkeit die verborgene Macht der Chance zur Begegnung auf neuer Basis“ (4). Aber wie, so wird man fragen, kann diese neue Basis aussehen? Hierzu gehört die Bereitschaft, auch mit Hilfe der Sozialwissenschaften die soziokulturellen Realitäten differenziert wahrzunehmen und sich differenziert z. B. dadurch auf sie einzustellen, neue Formen der Zielgruppenansprache und der kirchlichen Präsenz zu entwickeln. So sind an die Stelle der alten weltanschaulichen Milieus – durch die Soziologie erschlossene – neue gesellschaftliche Milieubildungen getreten, die für die Kommunikation der frohen Botschaft neue Wege zu den Menschen ermöglichen. Mit dem neuen Ausdruck ‚Milieu‘ wird nicht einfach ‚Umwelt‘ oder ‚Umfeld‘ (wie etwa in der älteren Debatte über die Steuerung der Entwicklung eines Individuums im Zusammenspiel mit dessen biologischen ‚Anlagen‘) gemeint, und schon gar nicht eine abwertende Bedeutungszuschreibung (z.B. im Sinne von ‚Rotlicht-Milieu‘ oder ‚Dealer-Milieu‘), auch geraten damit nicht gesellschaftliche Sub- und Randkulturen (5) primär in den Blick (wenn solche spezielle Adressatengruppen freilich auch nicht prinzipiell ausgeschlossen werden dürfen), sondern gesellschaftliche Teilkulturen und deren spezielle Perspektiven auf Gott und die Welt – ja auch auf Gott. In lockerer Umschreibung kann unter ‚Milieu‘ das Ensemble der „bei einer bestimmten Personengruppe typischerweise zusammenfassenden Grundwerte, Grundeinstellungen und Verhaltensmuster“ verstanden werden, „z.B. die Verzahnung traditioneller Werte, politisch konservativer Einstellungen und Pflichtbewusstsein im konservativen Milieu. Das Leben in solchen Milieus prägt Menschen und lässt sie ihre jeweilige Um- und Mitwelt, z.B. das berufliche Umfeld, den Stadtteil oder die Nachbarn, in bestimmter Weise wahrnehmen und nutzen.“ Mit dem Milieubegriff sind somit Kontexte und Zusammenhänge bestimmter Bevölkerungsgruppen gemeint, die sich durch ähnliche Lebensbedingungen, Lebenserfahrungen, Lebensauffassungen, Lebensweisen, Lebensstile und Lebensführungen ausweisen.

Diese Milieustudien lassen uns auch erkennen, dass viele kirchliche Orte einer Milieuverengung ausgesetzt, ‚geschlossene Gesellschaften‘ geworden sind (6). Diese Milieustudien fordern uns aber auch auf, immer wieder neu zu lernen, was das Evangelium heute bedeutet. Pastoral wäre dann zu konzipieren als „Entdeckungs- und Lerngeschehen in Wort und Tat. Pastoral bedeutet immer auch Risiko und Wagnis, vor allem aber setzt sie die Bereitschaft voraus, die Botschaft des Evangeliums zum Maßstab unseres eigenen Lebens zu machen und sie zugleich als Angebot für andere mit Leben zu erfüllen – und das an prinzipiell allen Orten und in allen Milieus unserer Gesellschaft und Kirche“, so heißt es in einem vor einigen Tagen hier in Osnabrück diskutierten (und verabschiedeten) Text des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Und an anderer Stelle heißt es: „Solche milieusensible Pastoral braucht ‚Amateure‘, also Menschen, die im Wortsinn mit Liebe bei der Sache sind. Sie braucht ‚Pfadfinder‘, die Zugangswege zu neuen Adressaten erkunden. Sie braucht ‚Brückenbauer‘, die unterschiedliche pastorale Maßnahmen miteinander verbinden. Sie braucht ‚Experten‘, die unterstützend, beratend und begleitend Kontinuität, Erfahrung, Kritik und Professionalität einbringen. Und sie braucht auch den ‚fremden Blick‘ von außen, also distanzierte Ansichten und Beurteilungen, die Neigungen zur Selbstverkenntung korrigieren“.

Lassen wir also an unseren pastoralen Orten den fremden Blick zu, bilden wir Teams, Lerngruppen, Projektgruppen, Zukunftswerkstätten aus Experten, Pfadfindern, Amateuren, Brückenbauern, vielleicht auch aus Propheten, die gemeinsam neue Milieu-Wege erschließen, und lassen Sie uns, getreu der Erzählung von den 99 Schafen (Lukas 15,3-7), erkennen, dass eine Pastoral unter Zurücklassung oder Ausschließung von Menschen auch nur eines Milieus nichts wert ist. Dass ein solcher hier vorgeschlagener pastoraler Lernprozess auch ein geistlicher Prozess sein soll, versteht sich für Christen von selbst.

 (1) Medard Kehl, Welche ‚pastorale Strategie‘ braucht die deutsche Kirche heute?, in: Hans-Georg Ziebertz (Hg.), Erosion des christlichen Glaubens?, Münster 2004, 121-129, hier 122f.

(2) Rainer Bucher, Machtkörper und Körpermacht. Die Lage der Kirche und Gottes ./.

Niederlage, in: Concilium 40/2004, 354-363, hier 358.

(3) Foucault umschreibt den Ausdruck ‚Pastoral-macht‘ als eine Form von Macht, „deren Endziel es ist, individuelles Seelenheil in einer anderen Welt zu sichern“; so Michel Foucault, Warum ich Macht untersuche? Die Frage des Subjekts, in: Hubert L. Dreyfus/Paul Rabinow, Michael Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Frankfurt a. M. 1987, 243-250, hier 248; vgl. auch Hermann Steinkamp, Die sanfte Macht der Hirten. Die Bedeutung Michel Foucaults für die Praktische Theologie, Mainz 1999.

(4) Rainer Bucher, Die neue Ordnung der Geschlechter und die Ohnmacht der Kirche, in: Marlis Gielen/Joachim Kügler (Hg.), Liebe, Macht und Religion. Interdisziplinäre Studien zu Grunddimensionen menschlicher Existenz. Gedenkschrift für Helmut Merklein, Stuttgart 2003, 339-356, hier 356.

(5) Vgl. Roland Girtler, Randkulturen. Theorie der Unanständigkeit, Wien 2003.

(6) Vgl. z. B. folgende jüngere sozialwissenschaftliche Untersuchungen: Bertelsmann Stiftung (Hrsg.), Religionsmonitor 2008, Gütersloh 2007; C. Wippermann/M. Calmbach, Wie ticken Jugendliche? Sinus- Milieustudie U27, hrsg. von Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) & Misereor, Düsseldorf 2008; C. Wippermann/I. de Magalhaes, Zielgruppen-Handbuch. Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus- Milieus® 2005. Eine qualitative Studie des Instituts Sinus Sociovision zur Unterstützung der publizistischen und pastoralen Arbeit der Katholischen Kirche in Deutschland im Auftrag der Medien-Dienstleistung GmbH und der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle, München 2006; s. auch Hans-Georg Hunstig/Michael N. Ebertz (Hg.) Hinaus ins Weite. Gehversuche einer milieusensiblen Kirche, Würzburg 2008.

Kirche in Deutschland

Mehr als nur Strukturen

Erzbischof Zollitsch: Auf unsere Sendung besinnen

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch, hielt beim Abschlussgottesdienst auf dem 97. Deutschen Katholikentag eine Predigt, die die Katholische Nachrichten-Agentur (KNA) in der schriftlich verbreiteten Form dokumentiert.

Liebe Schwestern und Brüder in Christus!

„Du führst uns hinaus ins Weite“ so steht als Thema über dem 97. Deutschen Katholikentag hier in Osnabrück. Es setzt eine ungeheuerere Dynamik frei und verlangt zugleich einen realistischen Blick auf unsere Lebenswirklichkeit.

Wenn wir diesem Wort Zutritt zu unserem Leben gestatten, spüren wir etwas von seiner mitreißenden Kraft, aber auch von Unruhe, die uns erfasst, wenn wir auf unser Leben schauen – dieses Leben, das uns so viel verspricht, wenn wir jung sind, und das auch nicht frei ist von der Enttäuschung unerfüllbarer Wünsche.

Der Weite steht die Enge gegenüber. Insofern könnten wir auch sagen: „Du, Gott, führst uns heraus aus der Enge!“ Immer wieder werden wir in unserem Leben spüren, wie eng der Lebensrahmen ist, in dem wir stehen, wie gering unsere Möglichkeiten sind, darüber hinaus zu gehen. Es braucht viel Zustimmung zu den Realitäten unseres Lebens, damit wir uns nicht wund reiben; es braucht viel Kraft und Halt, um die Zuversicht nicht zu verlieren. „Du führst uns hinaus ins Weite“ – das kann wie ein Versprechen wirken, das nicht einzulösen ist. Das kann aber auch wie der Glockenschlag der Hoffnung klingen! „Du führst mich hinaus ins Weite“ – das klingt, als wenn jemand unseren gesenkten Kopf behutsam in seine Hände nimmt, uns aufrichtet und uns über unseren Alltag und unser Leben hinausblicken lässt.

Wie könnten wir, liebe Schwestern, liebe Brüder, vom Glück der Weite singen, wie dürften wir einer solchen Hoffnung das Wort reden, wenn wir den Blick in die Weite nicht auch mit einem fes-

ten Blick in die Nähe verbinden würden! Schauen wir uns um in den Häusern, in denen wir leben, an den Schulen, Ausbildungsstätten und Arbeitsstellen, in denen wir so viel Zeit des Tages verbringen; in den Krankenhäusern, wo nicht wenige um die Kraft der Hoffnung ringen und manchen in der Enge der Verzweiflung die Tränen kommen! „Du führst mich hinaus ins Weite“ – das bedeutet nicht, dass ich mich wegstehle aus diesem Leben, sondern dass ich in diese Weite hineingehe, die Weite nicht nur meines Lebens, sondern auch die der anderen. Dass ich wage, was möglich ist! Gottes Weite öffnet neue Perspektiven und schafft neue Möglichkeiten. In einem Lied zu diesem Katholikentag heißt es: „Wenn Angst mein Leben überflutet, wie eine Welle über mir zusammenbricht, wenn ich um Hilfe schreie, bist Du der Fels und meine letzte Zuversicht“. Unsere Hoffnung, liebe Schwestern, liebe Brüder, braucht den klaren Blick auf die Realitäten unseres Lebens, wenn wir uns nicht mit einem billigen Trost zufrieden geben. Christen schauen nicht weg, wenn Unrecht und Gewalt ihr menschenverachtendes Gesicht zeigen. Christen träumen sich nicht weg, wenn Liebe, Hoffnungen und Lebenspläne zerbrechen. Christen beten, singen, rufen und schreien zu ihrem Gott mit einer ehrlichen, das ganze Leben erfassenden Sprache, so wie es die Psalmen viele Generationen von Betern gelehrt haben.

„Wenn Angst mein Leben überflutet, bist Du der Fels und meine letzte Zuversicht“ – hier werden Erfahrungen benannt, denen wohl kaum jemand ausweichen kann: dass Angst mir den Atem nimmt. Wie viel Gottvertrauen braucht es in solchen Situationen, damit ich sagen kann: „DU führst mich hinaus ins Weite, DU Gott!“ Ich verträste mich nicht, ich verträste andere nicht; ich nehme diesen Trost, der mir in die Hand gelegt wird, als Geschenk an. Ich baue mit an der Zukunft und verbaue nicht meine Zukunft und die der anderen. „Du führst mich hinaus ins Weite“. Diejenigen von uns, die Kranke, Sterbende, Alte begleiten, wissen, wie viel Kraft ein Trostwort zu schenken vermag, wenn ich es dem anderen nicht im Vorbeigehen zurufe, sondern seine Hand halte, ihm den Rücken stärke und es ihm behutsam ins Ohr flüstere.

„Du führst uns hinaus ins Weite“ – ein Zuspruch, den ein Mensch dem anderen nicht leichtfertig sagt; vielmehr es ist ein Wort der Hoffnung, das in meiner eigenen Erfahrung des Glaubens verankert ist. /.

Er allein führt uns ins Weite. Gott allein kommt der Vorrang zu. Wir können eben „nicht zwei Herren dienen“, wie wir vorhin im Evangelium gehört haben. Vor Gott kann ein Leben auf Kosten anderer nicht bestehen. Wir leiden daran, dass es einigen materiell besser geht und andere schlechter gestellt sind, ja nicht wissen, wie sie den morgigen Tag bestehen sollen. Wir leiden daran, dass einige gesund zur Welt kommen und andere krank oder behindert. Wir leiden an vielfältigen Ungerechtigkeiten. Eine Gesellschaft, die denen nicht aufhilft, die aus eigener Kraft nicht durchs Leben gehen können, und eine Weltordnung, die eigensüchtig unter wenigen aufteilt, was Gott in Liebe für alle Menschen geschenkt hat, werden zerbrechen. Darum können und dürfen wir uns nicht damit abfinden, dass die Güter der Erde den einen vorenthalten werden und anderen zur Mehrung von Reichtum und Einfluss dienen.

Gott ist es, der meinen Blick weitet und mich so nicht nur mich, sondern auch den anderen und die anderen sehen lässt. In unserer Ellbogengesellschaft haben allzu viele das Gefühl, zu kurz zu kommen. Wir stellen Ansprüche – an den anderen, die Gesellschaft, an den Staat und die Kirche. Ja, wir sind in unserem Land in Gefahr, eine Anspruchsgesellschaft zu werden, in der sich mehr und mehr eine Versorgungsmentalität breit macht. Was wir lebensnotwendig brauchen, ist eine solidarische Gesellschaft. Die erste Frage einer solidarischen Gemeinschaft heißt nicht: Was erwarte ich von der Gesellschaft? Was soll der andere für mich tun? Die erste Frage ist: Was kann ich für den anderen, für die Gesellschaft, für die Kirche tun? Gott führt mich ins Weite heißt auch: er befreit mich vom egozentrischen Blick auf mich; von der Angst, mich ständig selbst behaupten zu müssen. Er macht mein Herz weit und lässt mich im anderen den Bruder, die Schwester erkennen; in der Gesellschaft, in der Kirche den Raum, der mir gegeben ist, um mich aktiv einzubringen.

„Du führst uns hinaus ins Weite“ – Wer in diesem Gottvertrauen in unserer Gesellschaft und unserer Kirche neue Impulse setzt, wer den Schritt in die Weite des Lebens wagt, wer den weiten Weg in die Zukunft gehen will, muss die Kraft für heute und morgen haben. Und wer morgen an sein Ziel kommen will, muss heute den ersten Schritt tun. Die Gegenwart ist die Geburtsstunde der Zukunft!

Darum geht es so oft in unserem Leben, um den ersten Schritt; nicht zögerlich zurückschauen und

erstarren in der guten Erinnerung an das, was war, oder in der Angst und Enge vor dem, was kommen könnte, sondern den ersten Schritt wagen.

Vieles in unseren Gemeinden vor Ort wird derzeit einer Prüfung unterzogen. Wir müssen schauen, wie die Kirche, die ja nicht für sich da ist, sondern der Leuchter sein will, auf den das Evangelium gestellt ist, den Menschen als Botschaft nahe bleiben kann; wie die Kirche für die kommende Zeit ihren Dienst gut leisten kann. Es geht um weit mehr als Strukturen.

Wir entwerfen keine Kirche am Reißbrett pastoraler Konstruktionsbüros. Als Getaufte und Gefirmte sind wir gefordert im Blick auf den auferstandenen Herrn Jesus Christus, dem Gesicht der Kirche in unserer Gesellschaft, in unserer Zeit, in unserer Welt einen glaubwürdig liebevollen Ausdruck zu verleihen. Es geht immer um mehr als Strukturen. Es geht um die vielen Frauen und Männer in der Kirche, die für ihre Nachbarn, Arbeitskollegen, Freunde und Verwandte, ja auch für ihre Feinde, das Gesicht der Kirche sind. Die Kirche am Beginn des dritten Jahrtausends wird von Gott hinausgeführt ins Weite. Wir besinnen uns auf unsere Sendung. Das ist die Mission der Kirche, das ist die Nachricht aller Nachrichten, das ist das Geheimnis des Glaubens: „Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und Deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlichkeit.“ Deshalb sammeln wir uns am Sonntag um Gottes Wort und Sakrament, damit wir die Freude dieses Glaubens weiter tragen können. Wie viel Solidarität und soziales Engagement setzt der Glaube frei, ohne die keine Gesellschaft leben, ja überleben kann! Glaubensgespräche, Bibelkreise, Verbände, Selbsthilfegruppen, Gemeinschaften sozialen Engagements. Wie viel Gutes geschieht tagtäglich aus dem Geist Jesu Christi – weitab aller Öffentlichkeit! Dabei dürfen wir in all unserem Tun die Gewissheit des Apostels Paulus teilen, von der wir in der Lesung gehört haben: „Der Herr wird all das verborgene ans Licht bringen und die Absichten der Herzen aufdecken. Dann wird jeder sein Lob von Gott erhalten“ (1 Kor 4,5).

Liebe Schwestern und Brüder in Christus! „Du führst uns hinaus ins Weite“ – das ist Zuspruch und Anspruch zugleich; das ist Gabe und Aufgabe in einem. Nehmen wir die befreiende Zusage und das Vertrauen, dass Gott uns immer wieder ./.

neu aus der Enge in die Weite führen will, von hier vom Katholikentag in Osnabrück mit in unser Leben, in unsere Familien und Gemeinden. Und stellen wir uns in der Erfahrung des auferstandenen Christus den Herausforderungen unserer Zeit, unserer ureigensten Aufgabe, den Menschen die froh- und freimachende Botschaft des Evangeliums weiter zu sagen und zu verkünden. Amen.

Vatikan

Papstbotschaft an die Teilnehmer des Katholikentags

Papst Benedikt XVI. sandte eine Botschaft an die Teilnehmer des 97. Deutschen Katholikentags, die die Katholische Nachrichten-Agentur in der schriftlich verbreiteten Fassung dokumentiert.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Aus der Weite der Weltkirche grüße ich alle, die sich zur Eröffnungsveranstaltung des 97. Deutschen Katholikentags vor dem Dom St. Peter in Osnabrück versammelt haben. Der Friede unseres gekreuzigten und auferstandenen Herrn Jesus Christus, der seiner Kirche immer nahe bleibt, sei mit euch! Mein besonderer Gruß gilt dem Bischof von Osnabrück, den anwesenden Kardinälen und den Mitarbeitern im Bischofsamt sowie dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken, das diesen Katholikentag gemeinsam mit dem Bistum Osnabrück veranstaltet. Ebenso grüße ich die Vertreter des öffentlichen Lebens und alle, die über Rundfunk und Fernsehen mit dabei sind.

„Du führst uns hinaus ins Weite“ (Ps 18,20) ist das Leitwort, unter dem der Katholikentag steht. Was ist diese Weite, in die uns die Begegnung mit Gott, der Glaube hineinführt? Nicht wenige Menschen von heute haben ganz im Gegenteil zu diesem Psalmwort die Furcht, dass der Glaube ihr Leben einengt, dass sie ins Gehäuse der kirchlichen Gebote und Lehren eingezwängt werden und nicht mehr frei sind, sich in der Weite des Lebens und des Denkens von heute bewegen zu können. Sie fühlen sich wie der jüngere Sohn im Gleichnis von den zwei Brüdern (Lk, 11-32) gedrängt, ausziehen, Gott beiseite zu lassen und die ganze Weite der Welt zu verkosten. Aber am Schluss wird diese Weite dann doch eng und leer. Erst wenn unser Leben bis zum Herzen Gottes hinaufreicht, hat es die Weite gefunden, für die wir geschaffen sind. Ein Leben ohne Gott wird nicht freier und weiter. Der Mensch ist für das Unendliche bestimmt. Nichts anderes reicht für ihn. Wer aber Gott weglässt, beschränkt Leben und Welt auf das Endliche, auf das, was wir selber machen und erdenken können, und das ist immer zu wenig. Ja, das Psalmwort ist wahr: Gott gibt uns die Weite, die wir brauchen. Er weitet vor allem unser Herz, dass wir nicht mehr bloß an uns selber denken und um uns selber sorgen. Das Herz, das

für Gott offen geworden ist, ist durch die Weite Gottes selbst großzügig und weit geworden. So ein Mensch braucht nicht mehr ängstlich sich umzusehen nach dem eigenen Glück, nach dem eigenen Erfolg und nach der Meinung der anderen. Er ist frei und großmütig geworden, offen für Gottes Ruf. Er kann sich getrost ganz geben, weil er sich – wohin er auch geht – in Gottes guten Händen geborgen weiß. Wem das Herz geweitet wird, der kann Gott und dem Nächsten in seinem Leben einen Ehrenplatz einräumen, der wird gesund durch die Begegnung mit Gott. Wir alle wissen, wie sehr unsere heutige Welt diese Begegnung braucht, wie sehr die Menschen nach dem lebendigen Wasser dürsten, das nur Gott geben kann und das in ihnen „zur sprudelnden Quelle wird, deren Wasser ewiges Leben schenkt“ (Joh 4,14). Vertrauen wir darauf, dass die Begegnung mit Gott in seinem Wort und in der Feier der Eucharistie unsere Herzen weitet und uns zu sprudelnden Quellen für den Glauben unserer Mitmenschen macht. Vertrauen wir darauf, dass die vielen Begegnungen der kommenden Tage – auch mit den Gästen aus anderen Konfessionen und Religionen – die Liebe wachsen lässt zu Gott, der ein so weites Herz hat für die Menschen und der selbst die Liebe ist.

Doch die Weite, in die Gott uns führt, ist nicht nur die Weite in uns, sondern auch die Weite vor uns, die Weite der Zukunft. Deshalb ruft uns das Leitwort des Katholikentags auf, das Vertrauen zu Gott in uns zu stärken, das Vertrauen, dass Gott uns in eine Zukunft führt, die gut ist. „Habt Vertrauen, ich bin es; fürchtet euch nicht!“ ruft Jesus den Jüngern zu, die sich im Gegenwind beim Rudern auf dem See Genezareth abmühen (Mk 6,50). Auch wenn die Gegenwart uns manchmal stürmisch ins Gesicht bläst und uns angst und bange wird um die Zukunft: Wir dürfen Vertrauen haben, wir müssen uns nicht fürchten, weil Gott es ist, der uns entgegenkommt. Wenn wir die Zukunft auf diese Weise begreifen, dann können wir die Herausforderungen annehmen, die sie an uns stellt. Dann können wir die Zukunft gestalten und ihre Chancen nutzen. Dazu rufe ich euch, die ihr in Osnabrück versammelt seid, auf: Überlasst die Gestaltung der Zukunft nicht nur anderen, sondern bringt euch selbst mit Phantasie und Überzeugungskraft in die Debatten der Gegenwart ein! Deshalb ist es gut, dass ihr in Osnabrück zunächst Gott in den Blick nehmt, Gottesdienst feiert und biblische Impulse hört und von daher dann auch über die verschiedenen Felder der Politik und der Gesellschaft diskutiert. Nehmt mit dem Evan- ./.

gelium als Maßstab aktiv am politischen und gesellschaftlichen Geschehen in eurem Land teil! Wagt die Mitgestaltung der Zukunft als katholische Laien: in Verbundenheit mit den Priestern und Bischöfen! Mit Gott im Rücken könnt ihr mutig handeln, denn Er ist es, der uns versichert: „Ich will euch eine Zukunft und eine Hoffnung geben“ (Jer 29,11).

Zum Schluss möchte ich noch ein eigenes Wort des Grußes an die vielen Jugendlichen richten, die zum Katholikentag gekommen sind, auch weil Bischof Bode als Jugendbischof der Deutschen Bischofskonferenz euch in besonderer Weise nahesteht und eingeladen hat. Vielen von euch bin ich beim Weltjugendtag 2005 in Köln begegnet, nicht wenige werde ich hoffentlich schon bald beim Weltjugendtag in Sydney in diesem Jahr wiedersehen. Ich freue mich, dass ihr euch nun in Osnabrück versammelt habt, um euch gegenseitig im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe zu bestärken. Nutzt diese Gelegenheit und lasst euch durch die Botschaft des Katholikentags in die Weite der Möglichkeiten Gottes führen! Gott will euer ganzes Leben durchdringen und euch zeigen, wie groß die Freiheit derjenigen ist, die ihr Leben in seine Hände legen. Wer sein Leben mit Gott lebt, dessen Leben wird weit!

Liebe Brüder und Schwestern, gerne begleite ich eure gemeinsamen Tage in Osnabrück mit meinem Gebet und erteile euch allen von Herzen den Apostolischen Segen.

Aus dem Vatikan, am 11. Mai 2008,
Pfingstsonntag

Benedikt XVI.

Vatikan

„Glaube und Vernunft sind in sich gewaltlos“

Gemeinsame Erklärung von Vatikan und islamischen Theologen

Der Päpstliche Rat für den interreligiösen Dialog und eine Delegation der iranischen „Islamic Culture and Relations Organisation“ haben am 2. Mai 2008 eine Erklärung zu Thema „Glaube und Vernunft in Christentum und Islam“ verabschiedet, die die Katholische Nachrichten-Agentur (KNA) in einer eigenen Übersetzung dokumentiert.

(...) Die Teilnehmer untersuchten mit Hilfe von sechs Referaten, gehalten von drei Gelehrten jeder Seite, das Thema „Glaube und Vernunft in Christentum und Islam“. Dieses wurde anhand von drei Unterthemen aus Sicht von Katholiken und schiitischen Muslimen entwickelt:

- 1) Glaube und Vernunft: Welche Beziehung?
- 2) Theologie/Kalam als Frage nach der Rationalität des Glaubens;
- 3) Glaube und Vernunft angesichts des Phänomens der Gewalt.

Am Ende des Treffens kamen die Teilnehmer in folgenden Punkten überein:

1. Glaube und Vernunft sind beides Geschenke Gottes an die Menschheit.
2. Glaube und Vernunft widersprechen einander nicht; allerdings kann der Glaube in manchen Fällen über der Vernunft stehen, jedoch nie ihr entgegen.
3. Glaube und Vernunft sind in sich gewaltlos. Weder die Vernunft noch der Glaube sollten für Gewalttätigkeit benutzt werden; bedauerlicherweise wurden beide bisweilen dazu missbraucht, Gewalt zu verüben. In jedem Fall können diese Ereignisse weder die Vernunft noch den Glauben in Zweifel ziehen.
4. Beide Seiten einigten sich, weiterhin zusammenzuarbeiten, um echte Religiosität und besonders echte Spiritualität zu fördern, um zur Ach-

tung von Symbolen zu ermutigen, die als heilig angesehen werden, und um moralische Werte zu fördern

5. Christen und Muslime sollten über Toleranz hinausgehen und Unterschiede akzeptieren, sich dabei ihrer Gemeinsamkeiten bewusst bleiben und Gott dafür danken. Sie sind zu gegenseitigem Respekt aufgerufen und somit dazu, die Verspottung religiöser Überzeugungen zu verurteilen.

6. Beim Sprechen über Religionen sollten Verallgemeinerungen vermieden werden. Konfessionelle Unterschiede in Christentum und Islam sowie die Verschiedenheit der historischen Umstände stellen wichtige Faktoren dar, die in Betracht zu ziehen sind.

7. Religiöse Traditionen dürfen nicht auf Grundlage einzelner Verse oder Textabschnitte beurteilt werden, die sich in den jeweiligen heiligen Büchern finden. Sowohl eine ganzheitliche Sicht als auch eine angemessene hermeneutische Methode sind für ihr angemessenes Verständnis erforderlich.

Politik/Gesellschaft

Deutschland gratuliert Israel zum Geburtstag

Lammert: Beziehung zwischen Deutschland und Israel ein Wunder

Der Präsident des Deutschen Bundestages, Norbert Lammert, hat bei einem Festakt zum 60jährigen Bestehen des Staates Israel am 14. Mai 2008 in der Frankfurter Paulskirche eine Rede gehalten, die die Katholische Nachrichten-Agentur (KNA) nachfolgend dokumentiert.

Deutschland gratuliert Israel zum 60. Geburtstag!

Dieser schlichte Satz ist bei weitem nicht so banal wie er sich anhört. Dass die Deutsch-Israelische Gesellschaft, der Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit und der Zentralrat der Juden in Deutschland gemeinsam einen Festakt zum israelischen Staatsjubiläum ausrichten, gehört zu den scheinbaren Selbstverständlichkeiten, an die wir uns zu gewöhnen begonnen haben.

Tatsächlich erscheinen die heutigen Beziehungen zwischen Deutschland und Israel beinahe wie ein Wunder der Geschichte, gemessen an der entsetzlichen Vergangenheit, die Deutsche und Juden immer in beispielloser Weise verbinden wird.

In den gut sechs Jahrzehnten nach der Befreiung der Konzentrationslager hat sich eine Freundschaft entwickelt, auf die niemand ernsthaft hoffen konnte. Schließlich waren unter den Staatsgründern Israels die Überlebenden der Todeslager und die Vertriebenen aus den zerstörten Ghettos.

Der heutige Staatspräsident Simon Peres hat daran erinnert, dass im jungen israelischen Staat „die Auffassung überwog, dass der Bruch mit Deutschland endgültig und ewig sein müsse“.

Dies zeigt einmal mehr: Wer über die Zukunft der deutsch-israelischen Beziehungen reden will, der muss auch über die Vergangenheit reden. Schon vor über 80 Jahren wurde das „Deutsche Komitee Pro Palästina“ gegründet, 1926 in Berlin.

Gründungsmitglieder waren unter anderem Reichstagspräsident Paul Löbe, der Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer, Albert Einstein, Thomas Mann, Eduard Bernstein und Leo Baeck.

Im Programm des Komitees hieß es, man werde „in der Überzeugung, dass der Aufbau, der im Palästina Mandat vorgesehenen Heimstätte für das jüdische Volk als ein Werk menschlicher Wohlfahrt und Gesittung Anspruch auf die deutschen Sympathien und die tätige Anteilnahme der deutschen Juden hat, bemüht sein, die deutsche Öffentlichkeit über jüdische Kolonisationswerk in Palästina aufzuklären, die Beziehungen zwischen Deutschland und Palästina und die Versöhnung der Völker zu pflegen“.

Leider hat sich die Geschichte völlig anders entwickelt.

In genau einem Jahr wird die Bundesrepublik Deutschland 60 Jahre alt, gegründet auf der Verabschiedung eines Grundgesetzes, das „in Verantwortung vor Gott und den Menschen“ gleich im ersten Artikel sein grundlegendes Selbstverständnis formuliert hat: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Aufgabe aller staatlichen Gewalt“.

Zwischen den beiden Staatsgründungen, den Daten und Ereignissen, gibt es einen inneren Zusammenhang. Der israelische Staat ist auf der Asche des Holocaust gegründet, die zweite deutsche Demokratie auf den Trümmern eines totalitären Regimes, das die Würde des Menschen in einer beispiellosen Weise angetastet und in einer monströsen Verbindung von Menschenverachtung und Größenwahn am Ende das eigene Land politisch, ökonomisch und moralisch ruiniert und Millionen Opfer zurückgelassen hat.

Es war ein doppelter Glücksfall, dass mit Konrad Adenauer und David Ben Gurion in beiden Ländern unmittelbar nach der Staatsgründung die jeweiligen ersten Regierungschefs die Einsicht und die Größe zu einem völligen Neuanfang hatten.

Zwischen Adenauer und Ben Gurion ist damals das Vertrauen neu entstanden, das Grundlage einer neuen, immer engeren Zusammenarbeit und schließlich der Freundschaft zwischen unseren Ländern geworden ist. /.

Das heutige Jubiläum ist deshalb auch und vor allem ein Anlass zur Dankbarkeit; Dankbarkeit für die Arbeit und den Einsatz all der Frauen und Männer in Israel, die neue Brücken gebaut und alte Wege wieder gangbar gemacht haben: Politiker, Wissenschaftler, Unternehmer und Künstler.

60 Jahre Israel ist Anlass zur Freude. Unter außergewöhnlich schwierigen Bedingungen ist in Israel, gestützt auf eine Entscheidung der Vereinten Nationen, nicht nur eine Heimstatt der Juden aus aller Welt entstanden, sondern eine offene, freie Gesellschaft und ein starker demokratischer Staat: Bis heute die einzige funktionierende Demokratie im Nahen Osten. Und noch beachtlicher als ihr Entstehen erscheint ihre Stabilität auch unter den existenziellen Herausforderungen aller zurückliegenden Jahrzehnte.

Schließlich sind 60 Jahre Israel Anlass für großen Respekt. Respekt für eine herausragende Leistung des politischen und wirtschaftlichen Aufbaus und einer außerordentlichen sozialen Integration.

Von damals kaum mehr als 600.000 Einwohnern ist Israel in 60 Jahren auf eine Bevölkerung von mehr als sieben Millionen Menschen gewachsen. Jahr für Jahr werden viele Tausende Zuwanderer aus beinahe allen Ländern der Welt integriert. Heute lebt etwa die Hälfte der jüdischen Weltbevölkerung in Israel, einem Staat, an dessen Gründung nur ein Bruchteil der damals über den Globus verstreuten Juden aktiv beteiligt war.

Ungetrübt ist dieses Jubiläum gleichwohl nicht, weder mit Blick auf die innere Verfassung noch die äußeren Bedingungen:

Auch sechzig Jahre nach der Staatsgründung hat Israel noch immer keine gesicherten Grenzen. Sieben Kriege hat das Land in dieser Zeit überstehen müssen. Bis heute gibt es keinen Frieden mit den Palästinensern.

„Dass wir es nicht geschafft haben, Frieden mit unseren Nachbarn, den Palästinensern, zu schließen“ hat der neue israelische Botschafter in Deutschland, Yoram Ben-Zeev, vor einigen Tagen in einem Interview als „größten Fehler in den 60 Jahren“ bezeichnet (Badisches Tageblatt vom 6. Mai 2008).

Wer jemals das Elend der Palästinenser insbesondere im Gazastreifen gesehen hat, der muss in der

Tat auch nach der israelischen Verantwortung für die aktuellen Verhältnisse fragen. Und natürlich ist die Frage erlaubt, ob manche Sicherheitsvorkehrungen - zum Beispiel im Westjordanland mit rund 600 Kontrollposten - nicht eher den Islamismus fördern als die Friedensbereitschaft auf beiden Seiten.

Und diese Debatte findet statt, nicht nur in der internationalen Öffentlichkeit, sondern insbesondere unter den Israelis selbst. „Die Neigung der Mehrheit der Israelis, ein Fortdauern des Konflikts als Teil des Alltags zu akzeptieren, ist Beleg dafür, wie weit sie sich vom Idealismus und von den Hoffnungen der ersten Israelis entfernt haben“, schreibt Tom Segev, ein prominenter israelischer Historiker und Publizist in seinem Artikel „Heiliges verrücktes Land“ zum Staatsjubiläum (Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 9. Mai 2008).

Der israelische Botschafter in Deutschland hat in seinem bereits zitierten Interview keine Zweifel daran gelassen, dass auch die israelische Politik Veränderungen braucht: „Israel kann nicht für alle Zeit als Besatzer wahrgenommen werden. Das verhindert sonst wahren Frieden. Es ist besser für uns und unsere Kinder, nicht dauerhaft Besatzer zu sein (...) Israel wird sich aus dem Westjordanland zurückziehen müssen. Die Regierung hat beschlossen, keine weiteren Sperranlagen an der Grenze zu errichten. Diese haben den Palästinensern schon viel Leid zugefügt. Auch darf Israel keine weiteren Siedlungen in Ostjerusalem bauen. Wichtig ist nur, dass Israels Sicherheit gewährleistet ist“.

Das eine muss in der Tat so klar und eindeutig sein wie das andere: Israel muss mit demselben Recht wie seine Nachbarn in international anerkannten Grenzen leben können, frei von Angst, Terror und Gewalt.

Manches ist verhandelbar, das Existenzrecht Israels nicht.

Ein atomar bewaffneter Staat in seiner Nachbarschaft, geführt von einem offen antisemitisch orientierten Regime, ist nicht nur für Israel unerträglich. Die Weltgemeinschaft darf eine solche Bedrohung nicht dulden.

Deutschland ist nicht irgendein Mitglied dieser Weltgemeinschaft. Wir haben für die Existenz

und die Sicherheit Israels eine historisch begründete besondere Verantwortung.

Bundeskanzlerin Angela Merkel hat dies in ihrer denkwürdigen Rede vor der Knesset vor wenigen Wochen eindrucksvoll unterstrichen.

„Normal“ sind die Beziehungen zwischen unseren Ländern nie gewesen, „normal“ dürfen sie nie werden, sie werden immer ganz besondere sein und bleiben müssen.

Im sechzigsten Jahr des Staates Israel – und ein Jahr vor dem 60. Geburtstag der Bundesrepublik Deutschland – gibt es dafür neben bewährten Strukturen neue Signale.

Über einhundert Städtepartnerschaften gibt es zwischen deutschen und israelischen Kommunen, Dutzende von Hochschul- und Wissenschaftskooperationen. Es gibt einen lebhaften, wechselseitig befruchtenden Kulturaustausch, und intensive, weiter wachsende Handelsbeziehungen.

Zusätzlich wird es in Zukunft regelmäßige, jährliche Regierungskonsultationen geben, die Deutschland bislang nur mit sechs Ländern unterhält, und Israel ab sofort nur mit einem einzigen: Deutschland. Ausgerechnet Deutschland.

In ihrem Beitrag für die Wochenzeitung des Bundestages „Das Parlament“, hat die Präsidentin des israelischen Parlaments, der Knesset, Dalia Itzik, unter der mehrdeutigen Überschrift „Am Anfang war Wüste“ einen Satz geschrieben, der unauffällig daherkommt, aber nichts weniger ist als spektakulär. „Deutschland ist heute der größte Freund Israels in Europa. Es ist neben den USA das einzige Land der Welt, das Israel auf sicherheitspolitischer, militärischer und wirtschaftlicher Ebene hilft.“

Freundschaften kann man sich nicht verdienen. Freundschaften sind ein Geschenk, auf das es keinen Anspruch gibt. Zwischen Deutschland und Israel schon gar nicht.

Dass unsere beiden Länder heute, nach sechzig Jahren, nicht nur durch eine beispiellose Vergangenheit miteinander verbunden sind, sondern auch durch beispielhafte gemeinsame Werte und Orientierungen, dass sie gemeinsame Interessen für eine gemeinsame Zukunft haben, das ist das schönste denkbare Geschenk, das wir uns wechselseitig zum Jubiläum machen können.

Deutschland gratuliert Israel. Dass diese Freundschaft bestehen bleibt, sich weiter festigt und entwickelt, das ist unser aller Wunsch zum 60. Geburtstag.